Anekdoten aus der medizinischen Weltgeschichte

von Eugen Holländer



Ferdinand Enke Stuttgart


22101538476





Anekdoten
aus der medizinischen Weltgeschichte

EUGEN HOLLÄNDER

BEITRÄGE AUS DEM GRENZGEBIET ZWISCHEN MEDIZINGESCHICHTE UND KUNST – KULTUR – LITERATUR

I.

Die Medizin in der klassischen Malerei

I. Auflage 1903 / II. Auflage 1913 / III. Auflage 1923

II.

Die Karikatur und Satire in der Medizin

I. Auflage 1905 / II. Auflage 1921

III.

Plastik und Medizin

1912

IV.

Wunder, Wundergeburt und Wundergestalt

In Einblattdrucken des XV. bis XVIII. Jahrhunderts

I. Auflage 1921 / II. Auflage 1922

V.

Anekdoten aus der medizinischen Weltgeschichte

1925

ANEKDOTEN AUS DER MEDIZINISCHEN WELTGESCHICHTE

VON

PROF. DR. EUGEN HOLLÄNDER

MIT 85 TEXTABBILDUNGEN



1 · 9 · 2 · 5

VERLAG VON FERDINAND ENKE IN STUTTGART

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Vorwort

Das Material der überall in der Literatur zerstreuten Anekdoten berühmter Mediziner ist bisher noch nie zu einer geschlossenen medizinisch-historischen Arbeit benutzt worden. Indem wir es hiermit erstmalig der Öffentlichkeit übergeben, hoffen wir durch die Unterstützung der Leser auf eine baldige Vervollständigung der Arbeit.

Eugen Holländer

Inhalt

Ärzte aus der Antike

Ältere Ärzte bis zum siebzehnten Jahrhundert

Achtzehntes Jahrhundert

Neunzehntes Jahrhundert



Kosmas und Damian / 1492.

Aus: Ordinances at the Hall / London.



Einleitung

Die Treue der sogenannten historischen Anekdoten, die zum Teil seit Jahrhunderten eine mündliche und papierene Existenz führen, ist nicht ganz einwandfrei. Die Personen, denen die witzigen, sarkastischen, oft auch tiefgründigen Schlagfertigkeiten auf die Zunge gelegt werden, sind vielfach nicht zweifelsohne festgestellt und wechseln auch gelegentlich in den verschiedenen Sammlungen den Namen. Auch sind die Bemerkungen als solche meist unverbürgt und wohl gelegentlich zugespitzt und zurechtgestutzt. Oft werden sie wohl überhaupt nicht in der überlieferten Form sich ereignet haben. Aber es hängt das mit der geschichtlichen Treue überhaupt zusammen. Beim näheren Zusehen erweisen sich viele Dinge, die man als Schüler für ausgemacht und wahr hielt, als fadenscheinig und oft direkt erlogen. Aber für unsere Zwecke ist das Unglück und das Unrecht nicht gar so groß, es geht damit wie mit den Bildern und Porträten, die nachträglich von Verstorbenen angefertigt wurden und die nun als Marke gewissermaßen den berühmten Namen repräsentieren. Sahen die gelehrten antiken Mediziner nur annähernd so aus, wie der Arzt und Radierer Sambucus sie in seinem Sammelbande sich zurechtphantasierte? Wohl kaum, aber er prägte eine Form, welche die Erinnerung an Vergangenes wach hielt. Der Historiker Varillas bekam schon den Vorwurf, daß er die Dinge anders berichte, als sie geschehen seien. Er entgegnete lächelnd: »Mag sein, aber sind sie nicht so viel besser und schöner?« Als Beispiel der Legenden- und Anekdotenbildung erinnere ich nur an eine der bekanntesten über Friedrich den Großen und seinen Leibarzt.

In der Anekdotensammlung über den großen König wird die Geschichte folgendermaßen erzählt: Die bekannte Heiterkeit des Geistes dieses großen Königs verließ ihn auch in seinen schmerzhaften Krankheiten nicht. In der letzten hatte er den hannöverschen Leibarzt Zimmermann berufen, ihn zu bedienen. »Hat Er schon viele Menschen in die andere Welt befördert?« fragte der König. Der Arzt antwortete: »Nicht so viele als Euer Majestät, aber auch

nicht mit so vielem Ruhme.« – In dieser Form machte die Erzählung die Reise durch die Weltliteratur. Wenn man aber die sehr interessanten Unterredungen Friedrichs des Großen mit dem Ritter von Zimmermann liest (Leipzig 1788 erschienen), so ist es von vornherein klar, daß dieser gute, untertänige und für seinen hohen Schützling besorgte Mann für eine solche geistvolle Schlagfertigkeit nicht zu haben war. In seiner Wahrheitsliebe stellt aber Zimmermann selbst zum eigenen Nachteile in einer Anmerkung mit einem gewissen Bedauern fest, daß leider die witzige Antwort erdichtet sei. Der König fragte ihn allerdings 1771 in seiner oft brüsken Art: »Wieviel Kirchhöfe haben Sie angefüllt?«, damit seinen geringen Glauben an die Heilkunde bestätigend. Der großbritannische Leibarzt Zimmermann antwortete: »Vielleicht manchen in meiner Jugend, aber nun geht es besser, denn ich bin itzt mehr furchtsam als kühn.«

Die servile Unterwürfigkeit der deutschen Ärzte dieser Epoche Standespersonen gegenüber geißelt der Graf Varelst, damals Gesandter der Niederlande am Hofe Friedrichs des Großen, Zimmermann gegenüber in einem Gespräch 1772 in Pyrmont. »Mich überwältigt der Zorn, sobald mir ein Arzt sagt: Eure Exzellenz werden die Gnade haben, hiervon einige Tropfen zu nehmen, Eure Exzellenz werden die Gnade haben, hierauf zu schwitzen. Nichts ist lustiger, als was mir einst mit einem deutschen Arzte passierte; es entging mir in seiner Gegenwart ein ziemlich lauter Wind. Der Arzt, der bei einem deutschen Hof in Diensten stand, befand sich mit Rücksicht auf die Etikette in entsetzlichster Verlegenheit. Sie würden niemals raten, was er endlich tat. – Er machte eine tiefe Reverenz.« – Schon diese kleine Probe zeigt aber neben dem amüsanten Erlebnis einen kulturgeschichtlichen Feingehalt. Blitzartig erleuchtet sie die Szenerie einer ganzen Zeit. Rekrutierten sich doch namentlich die Wundärzte dieser Epoche aus den niederen Ständen und rückten, die Feldchirurgen besonders, getragen von der Gunst ihrer fürstlichen Klienten oder Herren, oder von der Zufallsmöglichkeit, namentlich im Kriege, ihre Begabung zu beweisen, aus der niederen Sphäre der Domestikenstube zu hohen Ehrenstellen auf.

Vergleicht man die Anekdoten berühmter Ärzte mit denen aus anderen gelahrten Ständen, so muß dem Leser ein ausgesprochener Sarkasmus und ein ironisches Leitmotiv auffallen. Die

Peitschenschnüre des medizinischen Witzes tragen oft an der Spitze noch die Stacheln der »Selbstironie und der Verachtung des Genus humanum et divinum«. Das kann kein Zufall sein. Der ärztliche Stand und seine Profession führen zu einer überlegenen Weltauffassung mit einer Verneinung des Autoritätenglaubens auf dem weiten Gebiete irdischer und überirdischer Obrigkeit. – In seiner Brust trägt der Arzt das große Verantwortungsgefühl und oftmals auch den höchsten Gerichtshof. Kann er viel, und glaubt er mehr zu können als die anderen, so führt das zu einer bewußten Selbstschätzung, die manchmal groteske Formen annehmen konnte. Ein Musterbeispiel hierfür ist des Paracelsus imponierende Persönlichkeit. Ganz besonders aber bietet auch diese Anekdotensammlung den Beweis, daß besonders die Kavallerie der Medizin und ihre Generäle, die Chirurgen, diese Eigenschaften auszeichnen. Bringt es doch das so oft lebensrettende, blutige Gewerbe mit sich, daß der Operateur keine anderen Gewalten anerkennt und sich über Gesetz und Schicksal stellt, dem er oft andere Wege weist. Aber in dieser Seelensymphonie schwingt meist in der richtigen Erkenntnis einer letzten Unzulänglichkeit unseres Könnens und selbst auch der persönlichen Leistungsfähigkeit als Unterton die »Selbstironie« mit. Die überall zerstreuten Geistesblitze und das Feuerwerkgeprassel des oft so beißenden ärztlichen Witzes ließen aber bislang die Tatsache nicht so recht zur allgemeinen Erkenntnis kommen, daß gerade unter den Ärzten auffallend viele witzige Köpfe sich befunden haben; ebenso wie erst eine Zusammenstellung der ärztlichen »Karikatur und Satire« zu dem Resultat führte, daß die Medizin eine äußerst beliebte Fundgrube für die Geschichte überhaupt bedeutet. Spiel und Gegenspiel ergänzen sich hier zu einem seltsamen kulturgeschichtlichen Dokument. Wer eine innere Aufklärung über die Begründung dieser Erscheinung suchen will, der muß sich daran erinnern, daß ein tüchtiger Arzt, in erster Linie aber der Chirurg, das haben muß, was man volkstümlich eine »schnelle Leitung« nennt. Durch seinen Beruf übt er täglich das okulomotorische Gehirnzentrum. Auf dem Fechtboden wird nur der ein tüchtiger und gefürchteter Gegner, der die Parade schon im Moment des Angriffes blitzartig zur Hand hat, dessen Muskeln momentan und fast ohne erkennbare Überlegung im Bruchteil einer Sekunde auf den Netzhautreiz reagieren. Die

Größe der chirurgischen Kunst beruht in nicht zu kleinem Grade darauf, im Moment, und beinahe instinktiv, das Geeignete zu tun. Mit der Schärfung dieser Gehirntätigkeit scheint auch die schnelle Paradenstellung auf dem Gebiete anderer Geistigkeit und namentlich der Eloquenz vergleichbar. Solch witzige Paraden sind der Hauptreiz eines Rededuells.

In einem witzigen Dialog spielen Wortzweideutigkeiten eine gewisse Rolle. Wie es auf der Bühne eine persönliche Note in der Komik gewisser Darsteller ist, durch Wortverdrehungen zu brillieren, so liegt der Witzerfolg oft darin, die wechselnde Bedeutung desselben Wortes gewohnheitsmäßig zur Erreichung einer überraschenden Wirkung zu benutzen. Darin sind die Franzosen Meister; ihre Sprache bietet hierfür die geeignetste Unterlage. Der Wortwitz zum Beispiel, daß der Perserjüngling, den niemand in der Klinik verstehen konnte, in der Behandlung allgemeinverständliche »cris perçantes« ausstoßen werde, ist ins Deutsche nicht übersetzbar.

Schon die Tatsache, daß die Franzosen über einen großen Sprachschatz verfügen in der Bezeichnung dieser Dinge, wie zum Beispiel Gaietés, Potins, Facéties, Variétés anecdotiques, Gauloiseries, Drôleries, Calembours, Joyeusetés usw., ist bezeichnend genug. Wir behelfen uns mit dem Worte Witz und Scherz und sind sonst ganz auf fremdsprachliche Anleihen angewiesen, wie Epigramm, Bonmot, Aperçu usf. Der Import dieser gallischen Geistesart kam über den Rhein und hat in Köln Fuß gefaßt. Im »kölschen Dialekt« sind solche sprachlichen Verbindungen mit humoristischer Spitze am ehesten zu finden. Der witzige Sarkasmus, der sich in der frühen deutschen Literatur befindet, war meist von brutalerem Gepräge. Dieses unerfreuliche Kulturkapitel im deutschen ausgehenden Mittelalter trug einen ausgesprochen posterioren Charakter. Die Scherze eines Till Eulenspiegels, des Pfaffen Ameis, des Bruder Johannes Pauli und anderer Vertreter der komischsatirischen Volksdichtung haben einen gar üblen Geruch. Erst die Berührung mit ausländischem Witz und Esprit ließ das schwerfällige Blut leichter und leichtsinniger fließen. So werden wir auch in unserer Anekdotensammlung bei der Vorführung älterer deutscher Ärzte mehr auf Situationskomik zu rechnen haben als auf Wortwitz. Die Knechtung von seiten der Obrigkeit und des Klerus lag zentnerschwer auf dem deutschen

Geiste und ließ diese Rindenzentren nicht recht zur Entwicklung kommen; gab es unter ihnen echt deutsche Männer dieser Art, wie Agrippa von Nettesheim zum Beispiel, so jagte die Meute der Klerisei hinter ihnen her. Die Briefe der Dunkelmänner waren die erste befreiende Tat auf diesem Felde, und das begründete auch den riesenhaften Premierenerfolg derselben. Auch nach dieser Richtung hat im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert die deutsche Zunge viel gelernt; im Rennen der Völker holte auch hier Deutschland mächtig auf. Ohne Zweifel hat an dieser Entwicklung auch das in der Literatur eine besondere Stellung einnehmende deutsche Judentum einen regen Anteil. Auch unter den jüdischen Ärzten Deutschlands haben feine Köpfe auffallende Beiträge geliefert. In ihrer Defensivstellung haben sie den Keulenschlag der Brutalität mit Nadelstichen des Geistes erwidern müssen, und eigentlich erst durch Heinrich Heine ist der deutschen Sprache diese Tür erschlossen. Entgleisungen konnten nicht ausbleiben, und ein aufmerksamer Beobachter hat gerade heute den Wunsch, dieses Surrogat auf das rechte Maß zurückgeführt zu sehen, damit die Suppe nicht zu sehr durch diese Nebenart des attischen Salzes verdorben wird. Das Überhandnehmen jüdischer Worte in den Tageserzeugnissen des Humors ist ein arges Armutszeugnis und bedeutet eine allzu große Verwendung des witzig sein sollenden Schlagwortes. Wo gänzlich Humor, Satire, lächelnder Spott versagt, da fallen jetzt dem Deutschen nur die Worte »Knorke« und »Schlamassel« ein. Und das liebe deutsche Publikum findet das schon witzig.

Das Illustrationsmaterial, welches wir dieser anekdotenhaften Weltgeschichte mit auf den Weg geben, soll den Versuch unternehmen, als dokumentarische Beigabe einmal den Wert der kleinen Geschichten zu erhöhen und den Mangel zu ersetzen, wenn der Treppenwitz der medizinischen Weltgeschichte bei dem einen oder anderen großen Mann versagt. Denn auch gerade bei den Arztheroen, wie hinter dem Rücken der edlen Frau, verstummt meist die amüsante, oft auch üble und boshafte Nachrede. Wir bringen zunächst die Porträte der Männer, und bei dem Vorhandensein mehrerer suchten wir das künstlerischste und charakteristischste heraus. Nichts ist langweiliger als eine Sammlung von Photographien. Denn diese wirkt wie ein Fingerabdruck. Verändert sich nun auch im Laufe eines Lebens nichts an der

Linienzeichnung der Kutisleisten, so ist das Porträt, der Gesichtsausdruck im ewigen Fluß. Insofern täuscht auch das Porträt, selbst wenn es ähnlich ist, als meist nur Gemälde und Plastiken existieren von dem zu Ansehen und Würden gekommenen Geheimen Rat, daß aber kein Künstler den Zeitabschnitt seiner Lebensbahn uns wiedergab, in dem die schöpferische Tat des Mannes erfolgte. Auf eine andere Diskrepanz muß hingewiesen werden. Die Vielzahl der Bildnisse und Anekdoten einerseits und ihr gänzlicher Mangel anderseits bietet durchaus keinen Maßstab für die jeweilige Größe des Mannes. Wollte man allein diesen Gradmesser anlegen, so müßte Albrecht von Haller mit den fast zweihundert Bildnissen nach der Natur unter die allerersten, dagegen bei dem Mangel von witzigen Einfällen unter die unbedeutendsten zu zählen sein.

Es ist kein Zufall, daß gerade in unseren Tagen durch das deutsche Publikum eine Vorliebe geht für satirische Literatur. Denn Witz und Satire waren immer die Waffen der Minderheit einer brutalen Gewalt gegenüber. Unser deutscher Hunger nach befreiendem Lachen mit einem starken Einschlag von Selbstironie liegt aber in unserer politischen Ohnmacht begründet. Die spitze Feder hat in solchen Zeiten den rasselnden Säbel ersetzt. Das Schlagwort des Witzes und einer erwürgenden Bosheit ist immerhin vernünftiger und oft befreiender als der heimliche Gebrauch des Stiletts.

Dem deutschen Arzte vor allem möchte dieses Buch ein erfreuliches Instrument sein nach des Tages schwerer Arbeit, ein Erbauungsbuch und ein Memorialwerk. In ihm möge er blättern wie in den Erinnerungen der eigenen Familiengeschichte. Wenn Blut dicker ist als Wasser, so muß ihn doch mit Stolz und Genugtuung der Anblick seiner Ahnen aus aller Herren Ländern erfüllen; denn für wissenschaftliche Kameradschaft gibt es keine Grenzpfähle. Haben doch all diese Männer, die hier zu Worte kommen, ihren Mauerstein geliefert zu dem stolzen Gebäude des großen Tempels der medizinischen Wissenschaft; haben sie doch alle an den segenspendenden Brüsten derselben Alma mater getrunken.

Ärzte aus der Antike



Hippokrates

Von Hippokrates dem Großen kursierten schon im Altertum Anekdoten über sonderbare Erlebnisse und Begebenheiten. Am bekanntesten ist seine Behandlung des Demokritos aus Abdera. Auf Verlangen des Abderiten soll Hippokrates den Philosophen in seine Kur genommen haben, um ihn vom Wahnsinn zu heilen. Hippokrates aber habe in Demokrit den weisesten aller Menschen gefunden. Es wird noch hinzugesetzt, daß er auch dadurch Abdera von einer Pest befreit habe. Soranus, Suidas erzählen die Geschichte ähnlich, beide Erzählungen tragen aber den Stempel der Erdichtung an der Stirn. Die Pest bezogen die Abderiten ursächlich auf die Menge Kadaver, die der Gelehrte sezierte. Ein spätes Miniaturbildnis zeigt uns den Naturphilosophen bei der Zerlegung von Tieren beschäftigt. Der berühmte Arzt sitzt, offenbar wegen des Gestankes, in großer Entfernung von ihm, und beide unterhalten sich über die Distanz. Der Koer habe für seine Konsultationsreise zehn Talente als Belohnung angeboten bekommen, der Arzt habe aber dieses abgelehnt mit der Bemerkung, er müsse den Abderiten danken, da sie ihm Gelegenheit gegeben hätten, den weisesten aller Menschen kennenzulernen.

Eine andere antike Anekdote erzählt Stobäus. Artaxerxes habe sich Hippokrates kommen lassen wollen. Dieser habe aber den Ruf ausgeschlagen mit der Bemerkung, daß sein Vaterland ihn benötige. Als jemand den Hippokrates doch dazu habe überreden wollen unter dem Hinweis, daß dieser persische König ein besonders guter Herr sei, habe der freie Arzt geantwortet: »Ich bedarf keines solchen.«

Der beginnende Humanismus veranlaßte, daß derartige Erzählungen des Altertums mit Vorliebe frisch aufgewärmt und womöglich unter Verwechslungen von Namen und Zeit auch in die Volkserzählungen der Renaissance übergingen. Die spätere Reformationszeit liebt es gleichfalls, die Geisteshelden der Antike in lüsterne Abenteuer zu verwickeln. Es sei hier nur an die Vielheit der graphischen Kunstwerke erinnert, die den Papst-



Hippokrates.
Aus: Icones veterum Medicorum / Von Johann Sambucus Antverpae 1574.

philosophen der scholastischen Theologie, den schon bejahrten Aristoteles, darstellen, wie er von einem nackten Weibe als Reittier benutzt wird: eine deutliche Allusion auf die Tatsache, daß höchste Weisheit und Lebensklugheit im Liebesfalle zum Teufel geht. Ein anderes Beispiel dieser Art ist die Geschichte mit dem Korbe, in welchem einer falschen Tradition zufolge neben Virgil nun auch Hippokrates gesessen haben soll.

Lancelot du Lac erzählt, Hippokrates sei, noch vor Erlangung seines unsterblichen Ruhmes, unter Augustus nach Rom gereist, habe bei seiner Ankunft alles in Trauer über den eben erfolgten Tod des kaiserlichen Neffen gefunden, sich sogleich zum Palast führen lassen, dem Gestorbenen eine Mixtur von gewissen Kräutersäften in den Mund geflößt und ihn dadurch wieder zum



Hippokrates und Democrit.

Miniature aus dem Pommerschen Kunstschrank / Berlin.

Leben erweckt. Augustus, fährt der Dichter fort, ließ hierauf aus Erkenntlichkeit zwei Statuen verfertigen, wovon eine den Prinzen, die andere den Arzt darstellte, und beide an einem Tore der Stadt aufrichten, mit einer Inschrift des Inhaltes: Hippokrates hat durch seine göttliche Kunst den toten Prinzen wieder lebendig gemacht. Gemeint ist, wie hier aus der folgenden Erzählung hervorgeht, wirklich der große Koer, ein allerdings starker Anachronismus.

Hippokrates genoß seit mehreren Monaten verdientermaßen die höchste Gunst des Kaisers und beim Volke eine Verehrung, die nahe an göttliche Anbetung grenzte, als mit einemmal eine Frau auftrat, die alle diese Huldigungen in Hohngelächter verwandelte. Sie war aus Gallien, von vornehmer Geburt und seltener Schönheit. Augustus, der sie mit Auszeichnung behandeln wollte, gab ihr Weiber und Mädchen zur Bedienung und eines seiner Schlösser, welches mit einem Turme versehen war, zur Wohnung. Begierig, die Schönheiten der Stadt kennenzulernen, brachte sie die ersten Tage damit zu, Rom zu durchwandern. Hier kamen ihr auch die zwei Statuen zu Gesicht. Sie fragte alsbald, wann und wem zu Ehren sie aufgerichtet worden seien. Kaum hatte sie darüber Auskunft erhalten und die Inschrift vernommen, als sie in ein lautes Gelächter ausbrach. »Wußt' ich doch nicht,« rief sie aus, »daß Rom eben jetzt einen Gott in seinen Mauern habe! Wunder aber nimmt mich's, daß man dennoch hier Menschen sterben sieht. Ei, man überlasse mir einmal diesen neuen Gott! Ich verbürg's mit meinem Kopf, ihn zum größten Toren der Welt zu machen.«

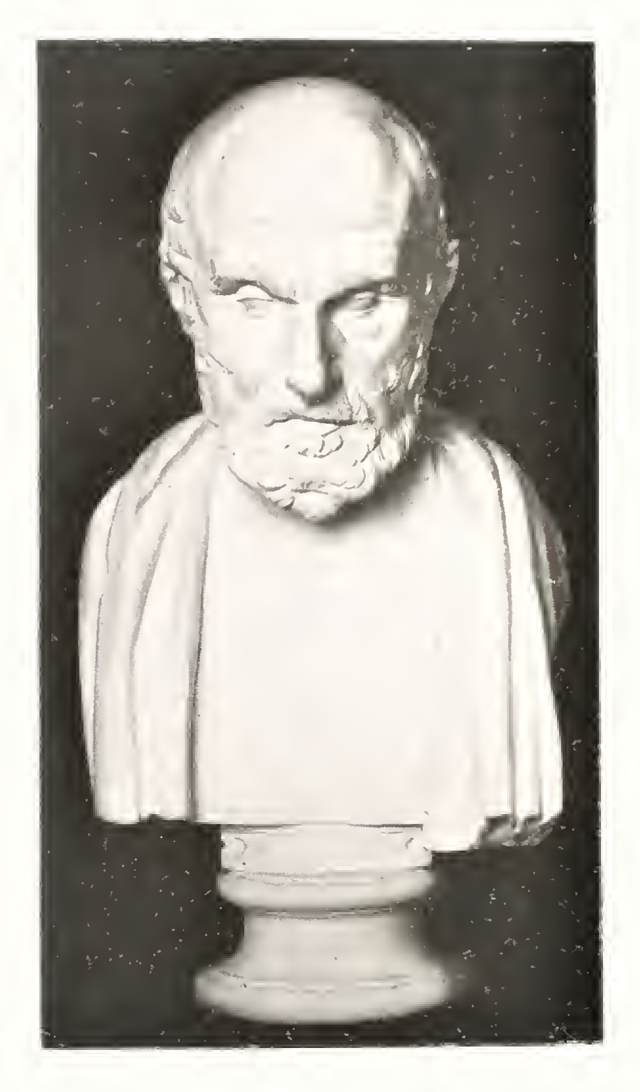
Man ermangelte nicht, wie sich denken läßt, dem Hippokrates diese Rede zu hinterbringen. Neugier und Eitelkeit reizten den Arzt, die Bekanntschaft dieser ungewöhnlichen Frau zu suchen, die ihrer Schönheit soviel zutraute. Die Gelegenheit hierzu war leicht gefunden. Aber zum Unglück für Hippokrates ging ihr Versprechen nur zu sehr in Erfüllung. Sie war so schön, ihr Witz und ihre Anmut so bezaubernd – kurz, Hippokrates hatte sich umsonst mit allem Mißtrauen gegen sie bewaffnet; er war sterblich in sie verliebt. Bald war seine Leidenschaft so heftig, daß Ruhe, Vernunft und Gesundheit darüber verlorengingen. Er lag gefährlich danieder. Der Kaiser besuchte ihn, nach ihm die Hofdamen und endlich auch die schöne Fremde.



Asklepios, Porträtstatue / Rom.

Letztere hatte leicht die Ursache seiner Krankheit erraten und einen Zeitpunkt ersehen, wo sie mit ihm allein sein konnte. Sie richtete anfangs an ihn einige freundschaftliche Fragen über sein Befinden. Hippokrates war so außer sich, daß er sich auf keine Weise beherrschen konnte – gestand ihr frei und harmlos, daß

er aus Liebe für sie stürbe. Das eben wollte sie hören. Sie äußerte einige Teilnahme und sprach dann mit anscheinender Aufrichtigkeit: »Ich würde mich ohne Zweifel vielen Vorwürfen aussetzen und gewiß mir selber noch mehr machen, wenn ich, fähig einen Mann von Eurem Wert zu retten, ihn umkommen lassen wollte.



Angeblicher Hippokrates / Antike Büste.

Aber, hegte ich selbst für Euch nicht mindere Liebe, als Ihr für mich empfindet – sagt selber, ist es mir, in der Lage, worin ich mich befinde, durchweg von so vielen Augen beobachtet, ist es mir möglich, Euch davon Beweis zu geben? Es genüge Euch also vorderhand mein Bedauern und meine Versicherung, daß ich nichts so sehr wünsche als Eure baldigste Genesung und – alle Mittel zum voraus unterschreibe, die Euch Eure Zärtlichkeit zur Erfüllung unserer Wünsche anweisen dürfte.« Mit diesen Worten

entfernte sie sich schnell, wie beschämt, daß sie ihr entwischt waren. Hippokrates erhielt dadurch Hoffnung und Gesundheit wieder und war bald imstande, dem Kaiser und der schönen Gallierin seinen Hof zu machen.

»Nun,« fragte sie ihn bei seinem ersten Besuche, »habt Ihr auf Mittel gedacht? Ist's Euch geglückt? Wie steht's mit uns?« Traurig antwortete Hippokrates, er habe sich Tag und Nacht den Kopf darüber zerbrochen, aber leider bis jetzt ohne Erfolg. »Nun, so seid Ihr mir Dank schuldig, denn hab' ich bei meinen Bemü-



Fragliches Porträt des Hippokrates.

hungen auch nicht größeren Eifer als Ihr bewiesen, so bin ich doch glücklicher gewesen. Ihr kennt den Turm, den ich bewohne. Findet Euch gegen Mitternacht unten mit einem Korbe ein, der Euch fassen kann. Ich werde, während alles schläft, mit meiner Muhme, die für uns gewonnen ist, bei der Hand sein und ein Seil herunterlassen. Ihr bindet den Korb an, und wir ziehen ihn herauf. Dann, denke ich, werden wir uns ungestört unterhalten können.«

Hippokrates war entzückt und so von seiner Leidenschaft verblendet, daß er in dieser groben Schlinge nur die geschickteste Kriegslist für sein Begehren sah. Er ergoß sich in Danksagungen, empfahl sich, um seinen Korb einzukaufen, und erwartete mit höchster Ungeduld die Nacht. Kaum glaubt er alles im ersten

Schlafe, so eilt er mit dem Korbe zum Fenster des Turmes, — und, welche Freude! schon ist der Strick heruntergelassen. Er befestigt den Korb, setzt sich hinein, hustet und fährt in die Luft, als er aber zu einer gewissen Höhe gekommen, befestigt man oben das Seil, läßt ihn hangen und wünscht ihm wohl zu schlafen und süß zu träumen.

Nun war damals, wie bekannt, in Rom der sonderbare Brauch, gewisse Verbrecher, die nicht ihr Leben verwirkt hatten, auf diese



Münze mit Hippokrates.



Münze von Kos mit dem Porträt des Hippokrates.



Revers der Hippokrates-Münze.

Art an dem Turme in einem Korbe, der Gerichtskorb genannt, einen Tag lang aufzuhängen.

Hippokrates war verzweifelt und verwünschte tausendmal Liebe und Weiber. Aber er mußte die Nacht schon hangenbleiben.

Das schlimmste war, daß der Morgen seine Schmach zutage bringen mußte. Alles lief herbei. Umsonst bedeckte er sein Gesicht mit seinen Händen; jedermann erkannte ihn, und er mußte den ganzen Tag sich die Witze und das Hohngelächter des Pöbels gefallen lassen. Die Turmwache ließ ihn ebenfalls, wo er war, weil sie glaubte, er hange da auf kaiserlichen Befehl. Zum Glück kam Augustus bei der Rückkehr von einer Jagd vorüber. Betreten, ohne sein Geheiß jemand im Gerichtskorbe zu sehen, fragte er nach seinem Namen. Kaum ward ihm Hippokrates ge-

nannt, als er ihn niederzulassen befahl und voll Zorn den bösen Streich öffentlich zu rächen drohte. Sobald er aber erfuhr, warum dem Arzte so schimpflich mitgespielt worden war, konnte er nicht umhin, zu lachen, vergaß alle Rache und scherzte darüber noch lange nachher mit seinen Baronen.

Diese Erzählung Lancelots du Lac entstammt den »Faits merveilleux de Vergile« und einer Handschrift des dreizehnten Jahrhunderts mit Beziehungen zu König Artus' Tafelrunde. Es wird hier offenbar der Name des Hippokrates benutzt an Stelle des kaiserlichen Leibarztes Musa. Es existiert eine Statue eines jugendlichen Äskulap ohne Bart (siehe auch die Abbildung), die wohl aus des Kaisers Epoche stammt. Angeblich hat Augustus diese anfertigen lassen aus Dankbarkeit für seine Heilung aus schwerer Krankheit, wie man in jener Zeit es liebte, den Porträtkopf auf Götter-Statuen zu setzen (zum Beispiel den einer Kaiserin als Hygiea). Nachdem Musa die Schuld am Tode des jugendlichen Marcellus zugesprochen wurde, schlug man die Statue angeblich wieder in Stücke, »Hosianna und kreuziget ihn« im ärztlichen Beruf.

Platon — Aristoteles

Über die Beziehungen Platos zu Aristoteles, des Lehrers zu seinem Schüler, des Begründers der Akademie zu dem des Lyzeums waren schon im Altertum zahlreiche Anekdoten verbreitet. Es liegt kein Grund vor, den Ausspruch Platons anzuzweifeln, daß »Xenokrates des Sporns, Aristoteles aber des Zügels bedürfe«. Unwahrscheinlich erscheint der Vergleich, der Platon in den Mund gelegt wird, daß Aristoteles ein »Füllen sei, das gegen die eigene Mutter ausschlage«. Denn es stand doch bei dem Fehlen des Autoritätsglaubens die rhetorische Forschung gerade in der Akademie auf Kontroversen. Ganz sicher ist aber, daß Platon den Aristoteles als den »Leser« bezeichnete und sein Haus als das des Lesers. Mit diesem Spitznamen wollte wohl Solon das oft kritiklose Zusammenraffen von Material aus allen Quellen dieses Philosophen geißeln.

Achilleus — Telephos

Telephos, der Sohn des Herakles, fragte das Orakel, wie seine durch Achilleus ihm beigebrachte Wunde, die sich nicht schließen

wollte, zur Heilung gebracht werden könne. Die Antwort lautete: durch den, welcher sie beigebracht habe. Achilleus heilte sie nun mit dem Roste seines Speers. Zu dieser antiken Erzählung gibt K.F.Marx den Zusatz: Dieser Rost war ohne Zweifel Grünspan, da die Waffen meistens aus Kupfer bestanden; das essigsaure Kupferoxyd, namentlich als ägyptische Salbe bekannt, war lange Hauptmittel bei schlaffen Geschwüren.

Die Idee, daß die Kraft, die verwundet und tötet, auch heilen und vom Tode erwecken könne, geht durch den Vorstellungskreis aller primitiven Völker. In der germanischen Mythologie hat sie in der Gralssage ihren Niederschlag gefunden bei der Verwundung des Anfortas.

Empedokles von Agrigent (490 vor Christus geboren)

Empedokles gehört zur Gruppe der jüngeren vorsokratischen Naturphilosophen.

Wir können von dem Riesengeist dieses Denkers nur Ahnungen haben. In seinem Lehrgedicht »über die Natur« etablierte er die vier Elemente: Erde, Wasser, Luft und Feuer, als Wurzel aller Dinge und als ideelle Prinzipien der sie bewegenden Kräfte: die Liebe (als das Positive Vereinende), »den« Haß (als das Negative und Trennende). Es gibt kein Entstehen und kein Vergehen, sondern nur Mischung und Trennung. Die Gottheit ist bei ihm nur eine Geistigkeit. Die Gesundheit wird bedingt durch das Gleichgewicht, die Krankheit durch das Mißverhältnis der vier Elemente. Als Arzt scheint er einen geradezu erstaunlichen Zulauf gehabt zu haben. In goldgegürtetem Purpurgewand, den Priesterlorbeer im lang herabwallenden Haare und großem Gefolge durchzog er Sizilien. Zehntausende jubelten ihm zu, von ihm Heilung erwartend. Unter seinen Erfolgen wird die Befreiung Selinunts von einer verheerenden Seuche aufgezählt. Als Ursache dieser erkannte er die Versumpfung des Bodens, welche er durch Drainagearbeiten beseitigte. Günstigere klimatische Verhältnisse verschaffte er seiner Vaterstadt Agrigent durch Verbauung einer Bergspalte. Eine Pestilenz bekämpfte er durch die Unterhaltung brennender Scheiterhaufen. Eine im Starrkrampf liegende Scheintote erweckte er zu neuem Leben und einen Rasenden besänftigte er durch Musik. Pausanias und Akron von

Agrigent, seine Schüler, sprechen auch durch ihre Leistungen für die Tüchtigkeit ihres Lehrers. Sechzig Jahre alt, scheint er im Peleponnes infolge eines Unfalls gestorben zu sein. Die Legende aber, welche natürliche Geburt und Tod des ganz Großen mißachtet, berichtet: er habe sich in den Ätna gestürzt; der Treppenwitz, dies sei nur dadurch bekannt geworden, daß er seine Pantoffeln am Rande des Kraters habe stehen lassen.

Dexippus (bei Plutarch Dioxippus)

aus Kos, Schüler des Hippokrates um 390; er schrieb nach Suidas elf Bücher Prognosen.

Der Fürst von Karien, Hekatomnos, zog Dexippus zu Rate, als seine beiden Söhne Mausolos und Pixodaros schwer erkrankt und von den andern Ärzten aufgegeben waren. Dexippus heilte sie. Als besonders rühmenswerte Tat wird berichtet, daß der Arzt von dem glücklichen Vater als einzige Belohnung die Einstellung der Feindseligkeiten gegen sein Land verlangte.

Erasistratos aus Kos

Gründer einer großen griechischen Medizinschule, der unter anderem die Anatomie des Gehirns förderte und in ihm das Zentralorgan der Seele erkannte, hat unsterblichen Ruhm durch die Diagnose der Liebeskrankheit des Sohnes des Seleukos', Nikator (starb 280).

Dichtkunst und vor allem die Malerei nahm die unglückliche Liebe des Antiochus bis in die neueste Zeit zum Vorwurf ihrer Kunstschöpfungen. Der Arzt erkennt den Gegenstand der heimlichen und verzehrenden Liebe des dahinsiechenden Jünglings durch eine List; er läßt alle Frauen und Mägde des königlichen Hofes an das Lager des Kranken treten; mit der Hand am Herzen des Antiochus prüft er den ruhigen Pulsschlag, der stürmisch wird beim Eintritt der Stratonike. Der kühne Arzt begnügte sich nicht mit seinem diagnostischen Erfolge; er versucht seine Heilung in einem gefährlichen Spiel. Er gesteht dem unglücklichen Vater die unheilbare Liebeskrankheit seines Sohnes: Denn der Gegenstand dieser verzehrenden Leidenschaft sei die eigene Frau des Arztes. Nun beschwört der königliche Vater den Arzt, den Sohn

zu retten und ihm doch diesen kleinen Gefallen zu tun. Er selbst würde in der gleichen Situation keinen Moment zögern, die eigene Frau dem Sohne zu überlassen. Nun hatte der schlaue Arzt den Herrscher da, wo er ihn haben wollte. Er klärte ihn über den wahren Sachverhalt auf. Der königliche Vater zog die Konsequenzen; aber keiner der vielen Schriftsteller, die diesen Fall berichten, erzählen, daß es ihm schwer geworden. Stratonike wechselte den Gatten. Auch über ihre Gefühle schweigen die Schriftsteller sich aus. In der antiken Welt gab es eben noch nicht die romantische Sentimentalität der Liebe. Dagegen erzählt die Geschichte, daß der großzügige Vater den unliebsamen Konsequenzen am eigenen Hofe aus dem Wege ging. Er gründete nach Verlassen des Landes Seleukia.

Menekrates

Die Geschichte des Arztes Menekrates von Syrakus, der sich, stolz auf seine Heilerfolge, den Beinamen Jupiter gab, wird unter anderem von Atheneus, drittes Jahrhundert, erzählt. Er berichtet, daß Menekrates seinen von ihm geheilten Patienten die Beinamen Apollo, Äskulap usw. gab und sie in entsprechender Kleidung seinem Gefolge einreihte. Er selbst trug eine purpurne Kleidung, eine goldene Krone auf dem Kopf und ein Zepter in der Hand. Eines Tages soll er dem König Philipp (nach Plutarch dem Agesilaos) folgenden Brief geschrieben haben:

»Menekrates Zeus grüßt Philipp.

Du bist der König der Mazedonier und ich bin die Medizin. Du kannst die Menschen, welche gesund sind, wenn Du willst, vernichten, und ich die Kranken heilen und die Krankheit bannen bis in das höchste Greisenalter. Wenn Du also Leute hast in Deinem Solde, um Deine Person und Dein Leben zu schützen, so habe ich als meine Garde alle die, welche ich dem Tode entrissen. Denn ich bin es, Zeus, welcher ihnen das Leben gibt.«

Die Antwort Philipps ist geistreich und bekannt. Der König schrieb nur:

»Philippus wünscht dem Menekrates gute Besserung.«



Antiochus und Stratonike.

Nach einem Gemälde von Pietro da Costona.

Diese Abfertigung des klassischen Scharlatans ist geistvoller, als die spätere Erzählung des Hegesander, daß Philipp den Arzt und sein Gefolge zu einem großen Gastmahl einlud, und daß den übrigen Gästen die köstlichsten Speisen vorgesetzt wurden, dem göttlichen Arzt aber und seinem Gefolge wurden nur Räucherungen und Libationen als wie für einen Gott serviert.

Demokrit

Über diesen Naturphilosophen wurden schon im Altertum folgende Geschichten kolportiert:

Im Gespräch mit Hippokrates betrachtete er die Milch, die man ihm vorgesetzt hatte, und sagte von ihr, sie stamme von einer schwarzen Ziege, die nur ein einziges Junges gehabt habe.

Eine noch größere Detektivschlauheit und scharfsinnige Beobachtungsgabe geht aus einer Anrede hervor. Die Dienerin, die Hippokrates begleitete, nannte er am ersten Tage Jungfer, am nächsten Frau. Als der große Arzt nach dem Grunde fragte, behauptete Demokrit, er sehe dem Mädchen an, daß sie in der letzten Nacht Frau geworden sei.

Demokrit, dessen Überzeugung dahin ging, daß die Seele mit dem Körper sterbe, glaubte auch an keine Geister und Dämonen. Als die Abderiten ihn bei seiner anatomischen Arbeit durch Verkleidungen und scheußliche Masken zu erschrecken und peinigen suchten, ließ zunächst dieser antike Antonius den Teufelsspuk ohne Beachtung, dann aber rief er ärgerlich: »Nun hört aber endlich mit dem Narrenspiel auf.«

»Thessalus der Methodiker« aus Trullos

Das klassische Beispiel für ärztliches Maulheldentum ist Thessalus. Er ließ sich schon zu Lebzeiten nach Plinius auf der großen Via Appia ein Monument setzen, auf welchem er sich als Jatronices bezeichnete. Dieser Ärztebezwinger schrieb einen Brief an den Kaiser Nero, der ungefähr folgendermaßen anfing (Gal. Meth. med. libr. I cap. II):

> Da ich eine neue Lehre erfunden habe, welche allein die wahre und richtige ist, da alle Ärzte insgesamt, die vor mir gelebt haben, schlechte und falsche Grundsätze lehrten, da selbst Hippokrates lauter Verderbliches gelehrt hat . . .

Im Gegensatz zu dieser Überhebung und Mißachtung seiner lebenden und früheren Standesgenossen war er den Kranken gegenüber von einem geradezu hemmungslosen Entgegenkommen. Er erlaubte ihnen alles, was sie wünschten, und kannte keine Diäteinschränkungen. Er versprach öffentlich, jedermann die Heilkunst in sechs Monaten zu lehren und zählte bald unter seinen Schülern Schuster, Schmiede, Färber und andere Handwerker.

»Thessalische Esel« nennt Galen diese Gefolgschaft.

Die literarischen zahlreichen Schriften des Thessalus sind verloren gegangen, so daß wir über die eigentliche Bedeutung des Mannes kein objektives Urteil fällen können.

Claudius Galenus

der fruchtbarste Schriftsteller des Altertums, geboren zu Pergamus 131 vor Christus.

Die Eitelkeit dieses Autors über hundert Werke wird von seinen Kritikern oft getadelt, sie war aber mäßig und erträglich im Vergleich mit der eigenen Bewertung anderer Köpfe des Altertums. Geistvoll die Einstellung: Hippokrates habe zwar einiges geleistet und vor allem die Bahn gebrochen, er aber habe sie geebnet und gangbar gemacht wie Kaiser Trajan die Heerstraßen im Römischen Reich (Meth. med. lib. IX). Obwohl er allen Dingen und Anschauungen, die nicht seiner Erfahrung untertan waren, eine große Skepsis entgegenbrachte, war er doch auch ein Sklave des Aberglaubens seiner Zeit.

Als er einmal in der Jugend an einer Pleuresie erkrankte, erschien ihm Asklepios im Traume und verordnete einen Aderlaß, nach dessen Anwendung er Heilung fand. Derselbe Heilgott erschien dem Pergamener, als er dem Kaiser Marc Aurel in den germanischen Feldzug folgen sollte. Er verbot ihm das Kriegslager. Hier hat man den Eindruck, daß wenn andere Gründe fehlen, erscheint ein Gott zur rechten Zeit im Traum.

Philipus von Acarnan,
der Leibarzt Alexander des Großen

Unter den Ärzten des großen Feldherrn war ihm Philippus aus Mazedonien zugleich Lehrer, Freund und Arzt. Als Alexander



Claudius Galenus.
Nach Vigneron.

bei Tarsus schwer erkrankt war, zauderten seine Ärzte schwachmütig mit einer eingreifenden Behandlung der hochfieberhaften Erkrankung. Das ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß der Eroberer sich bereits asiatischer Gewohnheiten und Grausamkeiten bediente. So hatte er den Arzt Glaukos hinrichten lassen, weil er seinen General Hephästion in seiner Krankheit nicht genügend betreut hatte. Philipp hatte den dreitägigen Wechsel Alexanders Fieberanfälle beobachtet und wollte ihm am Morgen des dritten Tages eben sein »Pharmakon« in einem Becher reichen. Alexander nahm nun den Becher aus des Arztes Hand und trank ihn, nach Curtius und Valerius Maximus vor der Überreichung, nach den anderen Autoren, vor allem Plutarch und Diodor, erst während

des Lesens des dem Arzte überreichten Verleumderbriefes. Alexander hatte nämlich von seinem General Parmenio einen Brief erhalten des Inhaltes, Philipp sei von Darius bestochen worden, ihn zu vergiften. Romantischer klingt ja die Erzählung, daß das Vertrauen Alexanders zu seinem Arzte so grenzenlos gewesen sei, daß er zum Beweis desselben das Medikament vorher genommen habe. Aber die vielen Künstler, welche die Szene gemalt haben, interessierte offenbar mehr die andere Version und die



Philippus und Alexander.
Aus: Moeßen, Verzeichnis einer Bildnissen-Sammlung.

künstlerische Gestaltung der Mienenspiele der beiden agierenden Personen.

Philippus hatte Glück, denn noch an demselben Tage, vielleicht auch unter Einfluß des scharfen Mittels, verschlechterte sich der Zustand Alexanders bis zu einer schweren Bewußtlosigkeit, welche Philipp aber glücklich behob. Der König genas und sein Arzt wurde vom Heere dem Gotte Asklepios gleichgestellt. Der Kaiser feierte die Heilung durch Erfüllung seiner Gelübde und Aufführung großer Spiele. Im umgekehrten Falle wäre es dem Arzte wohl kaum gelungen, sich von Parmenios' Verdächtigung zu reinigen.

(Diodor erwähnt 17, 31, den heilenden Trank, aber ohne den Zusatz des warnenden Briefes, den nach Seneca de ira II. 23 des Königs Mutter Olympias schrieb; Arrian II. 4. 7. 8. bezweifelt die von Aristobulos erzählte Geschichte.)

Democedes von Kroton

Der hervorragende Arzt ging nach kurzem Aufenthalt in Ägina und Athen zu Polykrates von Samos. Nach dessen Sturz (522 vor Christi) kam er als Sklave nach Susa.

Die folgende Anekdote, welche Herodot berichtet (III, 125), ist ein schönes Beispiel antiker Kollegialität.

Darius Hystaspis hatte sich durch einen Sprung vom Pferde eine Fußluxation mit Bruch zugezogen. Seine ägyptischen Ärzte renkten unter Anwendung von Gewalt den Fuß wieder ein. Der König litt eine Woche lang unter stärksten Schmerzen. Da hörte er, daß ein berühmter athenischer Stadtarzt Sklave des Oroetes sein solle und ließ ihn zu sich kommen. In Lumpen und eisernen Ketten wurde der Mann vor Darius geführt. Er verleugnete zunächst aus Angst seinen Stand, dann aber gab er bedroht zu, in Griechenland von einem Arzte die Heilkunst gelernt zu haben. Er nahm nach dessen Lehren den König in Behandlung, verordnete vor allem lindernde Umschläge und gab ihm schmerzstillende Mittel, durch welche sich der Zustand des Patienten bald erheblich besserte und in Heilung überging. Der dankerfüllte Perser ersetzte zunächst die eisernen Ketten durch goldene und belohnte ihn mit echt orientalischem Übermaß. Die goldenen Schüsseln mit Goldstateren angefüllt, waren so übervoll, daß der den Transport dieses Schatzes nach der Wohnung des Arztes begleitende Diener allein sich ein Vermögen erwarb durch das Aufheben der von den Schüsseln auf die Erde kollernden Goldmünzen. Die ausschweifende Griechenphantasie dokumentiert sich auch in Herodots Erzählung von der Heilung eines Brustgeschwürs der Gemahlin des Darius Atossa, aus dem die Späteren einen Krebs gemacht haben. Alles versprach die Kaiserin im Heilungsfalle dem Arzte als Gegenleistung, was ihre Schamhaftigkeit nicht verletzen könnte; durch ihre Vermittlung wurde dann Democedes als Kundschafter in seine Heimat geschickt. Den ägyptischen Ärzten aber, die des Königs Fußgelenk gut gerichtet hatten, be-



Democedes aus Kroton.
Aus: Moeßen, Verzeichnis einer Bildnissen-Sammlung von B. Rode inv.

stimmte der König den Kreuzigungstod. Democedes aber, innerlich wohl auch überzeugt von der Kunst der Ägypter und der Ungerechtigkeit ihrer Behandlung, wußte bei seinem hohen Patienten die Begnadigung seiner Kollegen zu erzielen. Der Arzt des Joachimsthalschen Gymnasiums J. C. W. Moeßen, welcher alle Maler aufzählt, die diese Szene und Geschichte zum Vorwurf ihrer Gemälde gemacht haben, weist schon lang und breit darauf hin, daß es oft allein darauf ankommt, in welchem Moment ärztlicher Beistand erfolgt.

Im glücklichen Moment wurde Democedes zu Darius gerufen. Er erntete den Dank für die schwierige Leistung seiner Vorgänger. Tägliches Erlebnis auch noch heute. Glücklich der Arzt, der als Grieche nach den Ägyptern kommt. Auf diese Situation weist Hippokrates im ersten Aphorismus schon hin: »Die Kunst ist lang, der rechte Augenblick ist rasch enteilt.«

Quintus

Quintus, der Lehrer Galens ging zu einem Kranken. Der sagte ihm: »Aber Meister, Euer Atem stinkt nach Wein.« »Der deine nach Fieber,« antwortete der Arzt.

Augustus — Virgil — Horaz

Augustus verkehrte gern mit den berühmten Dichtern und lud sie oft zu Tisch ein; hierbei lag er am liebsten zwischen den beiden. Virgil litt an kurzem Atem, Horaz aber an einer Tränenfistel. So bemerkte Augustus oft scherzend: Ego sum inter suspiria et lacrimas. (Zwischen Seufzern und Tränen bin ich.)

Oribasius

Aus vornehmer Familie in Pergamos, 326 nach Christus geboren. In Alexandrien hatte er sich medizinisch bilden können. In Athen praktizierend, zog er die Aufmerksamkeit des dort in Verbannung lebenden Kaisers Julian auf sich, dessen Leibarzt und Freund er wurde. Er begleitete ihn nach Gallien und Persien. Julianus Apostata war des Oribasius' Glück und Unglück. Bestärkte Oribasius den Kaiser in seiner Feindschaft gegen die neuen Lehren und in seinen Versuchen des Wiederaufbaus der antiken Herrlichkeit, so veranlaßte der Apostat den Arzt zu seiner wichtigen Kompilation (Synagogai) antiker medizinischer Schriftsteller. Einen Auszug aus diesem Werke, »Synopsis«, veranstaltete er für seinen Sohn Eusthatius. Nach dem Sturz des Julianus wurde er von den Thronfolgern des Landes verwiesen; er floh zu barbarischen Völkern, wahrscheinlich den Goten, bei denen seine ärztliche Tüchtigkeit ihm bald wieder eine glänzende Stellung verschaffte. Dies veranlaßte die Kaiser, ihn zurückzurufen, ihm seine Güter wiederzugeben und er ist wohl im hohen Alter als anerkannter Meister gestorben.

An den Namen des Oribasius knüpft sich der Abgesang, das definitive Finale einer der berühmtesten antiken Einrichtungen. Julianus erstrebte die Neuerweckung der pythischen Orakelstätte und schickte seinen Freund hierzu nach Delphi. Oribasius war der letzte Überbringer einer letzten Botschaft und einer letzten Antwort. Die Pythia verschloß in stummer Resignation nach diesem Besuch ihren Tempel für immer.

> Ablata est Pythii vox haud revocabilis ulli
> Temporibus longis etenim iam cessat Apollo,
> Clavibus occlusis silet . . .

Ältere Ärzte bis zum siebzehnten Jahrhundert

Albertus Magnus

Albert von Lauingen, aus der Familie von Bollstädt, wurde 1193 geboren. Er vereinigte in sich das naturphilosophische Gesamtwissen seiner Zeit und hat vor allem die physischen und metaphysischen Schriften des Aristoteles erneuert, paraphrasiert und erweitert. Er trat als Lehrer der Schulen seines Dominikanerklosters in Köln, Hildesheim, Freiburg, Regensburg, Straßburg in den Vordergrund und hat neben der Theologie auch in der Mathematik, Astronomie, Physik und Metaphysik als Hauptlehrer seiner Zeit gewirkt. Als solcher war er auch mehrere Jahre in Paris tätig. 1256 ging der früher als Bettelmönch durch ganz Deutschland und Holland Wandernde für seinen Orden nach Rom und wurde von Alexander dem Vierten zum Magister sacri palatii ernannt. Widerstrebend nahm er den Bischofsitz von Regensburg an. Im Alter von fünfundachtzig Jahren verteidigte er in Paris noch die Werke seines 1274 gestorbenen Schülers Thomas von Aquino. 1280 starb er in Köln. 1622 wurde er von Gregor dem Fünfzehnten selig gesprochen. Den Mediziner interessieren von den einundzwanzig Foliobänden philosophisch-naturwissenschaftlichen Inhaltes mehr die ihm wohl untergeschobenen minderwertigen Machwerke: de secretis mulierum – de mirabilibus mundi. Diese mit Illustrationen oft reich geschmückten Ausgaben des sechzehnten Jahrhunderts haben nur noch ein bibliophiles Interesse.

Der große Albert Bollstädt war von ausnehmend kleiner Figur. Er, dessen Ruhm die Welt erfüllte, wurde von seinem Orden nach Rom 1256 geschickt, um vom Papst Alexander dem Vierten die Lehrfreiheit der Dominikaner gegenüber Angriffen der Pariser Schule zu verteidigen. Albert warf sich vor dem Papst auf die Knie, küßte den Pantoffel und stand auf. Der Papst aber, durch die Kleinheit der Statur verleitet, befahl dem Gelehrten wiederholt, sich doch endlich zu erheben, obwohl er längst schon wieder auf seinen kurzen Beinen stand.

Der Weyber natürli-
che heymlichaiten vnd zů-
gehör/ Alberti Magni/ Allen Hebam
men vnd kindtbarn fraü-
wen dienlich.



Von Rath vnnd sorg/ so man bey
Seuglingen vnd gar jungen Kindlin/ biß
sie erwachsen / haben soll / Mit vndweisung der vilfältigē
zůfäll/so den selbigen offt zůstendig/zůuersorgen vnd
rath zůthon. Durch D. Bartholo. Mörlinger.
¶ Mit solchen alles Registerlin/ jedem tail beygelegt.

Albertus Magnus.
Titelblatt.

Agrippa von Nettesheim

Heinrich Cornelis, der sich, der Sitte der damaligen Zeit entsprechend, den Familiennamen latinisierte und wiederum aus demselben Grunde sich nach seiner Vaterstadt Colonia Agrippina »Agrippa« nannte, ist weniger bekannt als Arzt denn als Philosoph. Den Zusatz »von Nettesheim«, der als usurpierter Adelsname allgemein angesprochen wird, hat er vielleicht als nähere Ortsbezeichnung seiner Geburtstätte hinzugefügt. Denn Nippes- und Nettesheim waren noch in meiner Jugendzeit Vorstädte und Plätze, die der Kölner gerne mit einem ironischen Beigeschmack nannte. Überhaupt ist das komplizierte Wesen unter dem aus Gegensätzen gestückelten und geflickten Kleid dieses Vielwissers, Theologen, Philosophen, Soldaten, Ritters, königlichen Leibarztes, Ketzers, Alchimisten, Universitätslehrers, Scharlatans, Geheimbündlers und Vaganten und anderseits eines der Zeit vorauseilenden Freigeistes ersten Ranges, Humanisten, Gelehrten, kecken und mutigen geistigen Vorstürmers der Aufklärung nur wirklich zu verstehen, wenn man ihn als echten Sohn seiner Vaterstadt, als einen »kölschen Jung« anerkennt und betrachtet. Zwischen den Zeilen des »Magischen Werk der okkulten Philosophie« und der »Eitelkeit und Unsicherheit aller Wissenschaften«, zwischen den sich wie Tag und Nacht scheidenden Charakterzügen in Glück und Unglück, zu Hause und in der Fremde, immer wieder kommt der Schalk zum Vorschein, der sich über die Dummheit seiner Mitbürger, Glaubensgenossen, Freunde und Gegner lustig macht. Diese faustische Verwogenheit kommt nirgends besser zum Ausdruck, als in einem Epigramm, das er seinem Bekenntnisbuche vorausgesetzt hat. Und diese Charaktermischung des Kölner Titanen ist es auch, die uns heute diesen genialen Mann des Anfangs des sechzehnten Jahrhunderts so sympathisch macht:

»Unter Göttern Momus, der keinen ungeneckt läßt;
Unter Heroen Herkules, der alle Ungeheuer verfolgt;
Unter Dämonen der König der Unterwelt wütet gegen alle [Schatten;
Unter Philosophen Demokritos lacht über alles;
Entgegen steht Heraklitos, der über alles weint;
Nichts weiß Pyrrho
Und alles glaubt Aristoteles zu wissen;

Alles verachtet Diogenes.
All das vermag hier Agrippa: [und neckt,
Verachtet, weiß und weiß nicht, weint, lacht, wütet, verfolgt
Er selbst ein Philosoph, ein Dämon, Heros, Gott und alles.«

Von der Sternseherkunst sagt er, dreizehn Jahre vor Erscheinen des Werkes von Kopernikus, daß sie kein göttliches oder natürliches Werk sei, sondern »Mathematicorum Ungeheuer und erdichtetes Geschwätze«. Es wirft aber einen hellen Schein in den Charakter, das Wissen und den Freimut dieses Mannes, wenn er weiter sagt: »Ich selbst habe diese Kunst als ein Knabe von meinen Eltern studieret, und habe nicht wenig Zeit und Arbeit darauf gewendet; endlich bin ich gewahr worden, daß diese Kunst auf nichts anderes bestehe und ganz und gar auf keinem andern Fundament beruhe, als auf lauter Geschwätze und erdichteten Einbildungen, und hat mich hernach die Mühe und Arbeit, so ich daran gewendet, gereuet. Und wollte nur wünschen, daß ich nicht mehr daran gedenken sollte. Ich wollte es auch nicht tun, wenn nicht bisweilen hoher Leute Bitte, welche anstatt der Befehle sind, und die zu solchen Sachen Lust haben, mich oftermals wiederum darzu brächten, und wenn nicht der häusliche Nutzen (das heißt die Not) mir geraten hätte, daß ich mich unterweilen ihrer Narrheit gebrauchen und ihrem unnützen Geschwätze (weil sie doch Geschwätze haben wollen) gehorchen müßte. Ich sage Geschwätze; denn was begreift die Sterngückerkunst anders in sich, als lauter poetische Fabeln und Märchen, und solche ungeheure Erdichtungen, womit sie den ganzen Himmel vollmachen?«

Die Wahrsagekunst aber aus den Sternen fertigt er als abergläubische Vanität mit geradezu vernichtender Satire ab. »Führwahr ein recht halsstarrig und betrügerisch Volk, die da zukünftige Sachen wissen wollen, da sie doch nicht wissen, was geschehen oder gegenwärtig ist und indem sie von allem Verborgenen Profession machen, so wissen sie oft nicht, was in ihrem eigenen Hause oder in ihrem Ehebette geschieht. Wie einen derartigen Astrologen der Engländer Morus beschrieben hat: ‚Du gibst vor, die Sterne zeigen und prophezeihen, was einem begegnen solle. Wie kommt es aber, daß dir die Sterne nicht kundtun, wenn deine Frau mit anderen ihre Lust pfleget, ob sie

HENRICI CORNELII *Agrippæ ab Nettesheym, De incertitudine & uanitate scientiarum declamatio inuectiua, denuo ab autore recognita, & marginalibus annotationibus aucta.*

Capita tractandorum totius operis, sequentes indicant pagellæ.



Anno M. D. XLIIII.

Agrippa von Nettesheim.

es gleich alle sehen? Allein der Saturnus ist zu weit davon und schon vorlängst nach gemeiner Aussage gar blind gewesen. Der Mond ist allzu schamhaftig, solches an Tag zu geben; der Jupiter aber pfleget selbst seiner Lust mit der Europa. Die Venus liebet den Martem, und der Mars die Venerem; die Sonne die Daphnen und der Merkurius die Hercen. Dahero kommt es, lieber Sternseher, daß dir die Sterne nichts davon anzeigen, wenngleich deine Frau ungehindert andere aus- und einläßt.‘

»Aber wir müssen nun von dem Krieg und dem Adel zur Medizin eilen, denn sie ist auch eine Kunst, die Leute zu töten; sie ist bloß eine mechanica oder Handwerkskunst, ob sie sich gleich

mit dem Titul der Philosophie schelten lässet, auch wohl gar über die Jurisprudenz nächst der Theologie ihren Sitz haben will; daher ist unter den Medicis und Juristen ein heftiger Streit entstanden, welchen unter ihnen die Oberstelle gebühre.

»Die Medici machten diesen Schluß: die Güter des Menschen sind dreierlei, nämlich die Güter des Gemütes, die Güter des Leibes und die Güter des Reichtums oder Glückes; um die ersten bekümmert sich der Theologus, um die anderen der Medicus, und um die dritten der Juriste. Also müssen auch die Medici die zweite Stelle und die über den Juristen haben, weil des Leibes Gesundheit dem Reichtum oder dem Glücke vorzuziehen ist. Aber diesen Streit hat ein Richter durch eine artliche Frage aufgehoben, denn als die Streitenden vor ihn kommen sind, hat er sie gefraget, was doch für ein Gebrauch und Ordnung gehalten würde, wann ein Übeltäter sollte nach dem Galgen geführet werden; ob da der Dieb oder der Henker voranginge? Und als sie antworteten, daß der Dieb voranginge und der Henker folgete, so hat er diesem Abschied gegeben: ergo müssen die Juristen vorangehen und die Medici folgen; und damit wollen zu verstehen geben, daß jene den Leuten das Ihrige nähmen, die aber brächten sie ums Leben.

»Aber wir müssen wieder zur Medizin kommen, und da gibet es viel Pfuscher und Boenhasen*. Denn es ist die eine Art dieser Kunst, welche man die Medicinam rationalem, sophisticam oder dogmaticam nennet, die Hippocrates, Diocles, Chrysippus, Caristinus, Paraxagoras und Herosistratus exerzieret haben, solche auch Galenus lange Zeit hernach gebilliget hat. Denn dieser hat für andern dem Hippocrati gefolget, welcher die ganze Kunst zu kurieren auf Cognition der Ursachen, auf Erkundigung der Signorum oder Zeichen, und auf des Leibes Konstitution und Eigenschaften bezogen hat.

»Weil aber diese Ketzerei mehr in Worten als in den Sachen selbsten bestehet, so muß ich bekennen, daß sie ein bedeutender Teil der natürlichen Philosophie kann genennet werden; jedoch den zu heilenden Kranken nicht notwendig, sondern vielmehr verderblich. Sie weist die kranken Menschen mehr auf zusammen geraffete Sophismata und betrügliche Reden, als auf recht reine Arzneien; sie begnüget sich mit diesen scholastischen

* Im Originale ist von Ketzern die Rede.

Syllogismis, und will von keinem der Kräuter nichts wissen, die auf dem Felde oder in Gärten wachsen. Derowegen hat Serapion gesaget, daß diese medicina rationalis die Kunst zu kurieren nichts anginge . . .

»Aber es ist noch eine andere Partei oder Rotte der Medicorum, eine rechte gewinnsüchtige und mechanische Art, von welcher die Medici noch heutigen Tages ihren Namen her haben; die nennen sie die Medicinam operatricem, und teilen sie in empiricam und methodicam, und von dieser müssen wir jetzo reden.

»Die empirische Arzneikunst nennen sie von der Experienz oder Erfahrung; deren Häupter sind Serapion, Heraclides und beide Apollonii, welchen hernach von den Lateinern Marcus Cato, C. Valgius, Pomponius, Laetus, Cassius Felix, Aruntius, Cornelius Celsus, Plinius und andere mehr gefolget haben. Aus dieser empirischen ist hernach die methodische Schule kommen, welche Hierophilus Chalcedonius aus langer Erfahrenheit in gewisse Regeln gebracht und ans Tageslicht kommen lassen; und die haben mit starken Beweisgründen gebilliget Asclepiades, Themision und Archigenes. Aber Thesillus Italus, welcher (wie Varro uns lehret) aller anderen Meinung aufgehoben, und mit einer wahren Wut gegen die Mediziner früherer Jahrhunderte gewettert, war dieser Schule Meister.

»Hernach aber sind viel barbarische Philosophi aufgestanden und haben von der Medizin geschrieben, unter welchen die Araber so berühmt worden sind, daß man sie für die Erfinder dieser Kunst gehalten hat; und das hätten sie auch leicht behaupten können, wann sie nicht soviel lateinische und griechische Namen und Wörter gebraucht, und dadurch sich verraten hätten. Daher sind des Avicennae, Rhazis und Averroës Bücher eben mit dergleichen Autorität als des Hippocratis und Galeni aufgenommen worden und haben so viel Kredit erlanget, daß, wer ohne dieselben zu kurieren sich unterstanden, von dem hat leicht gesagt werden können, er ruiniere die allgemeine Wohlfahrt.«

Johann Weyer (Wierus)

1515 in Grave (Nordbrabant) geboren, studierte 1533 in Bonn. Hier Schüler des Agrippa, 1534 in Paris, 1545 Stadtarzt in Arnhem, seit 1550 Leibarzt des Herzogs Wilhelm von Jülich-Cleve-

Berg. Neben einzelnen medizinisch nicht unbedeutenden Publikationen über den Skorbut, die Quartana usw. sichern ihm erst seine Arbeiten, die sich gegen den Aberglauben der Zeit richten, die Unsterblichkeit. Das erste dieser Werke, eine seltsame Mischung scholastischer Gelehrtheit, theologischer Belesenheit und einer seiner Zeit vollkommen fremden, vorurteilsfreien Klarheit des Blickes, betrachtet den Hexenglauben durch die Brille des gesunden Menschenverstandes. Er bekämpfte die Dämonenfurcht, der ja selbst ein so Großer wie Martin Luther noch völlig in höriger Unterwürfigkeit ergeben war (de praestigiis daemonum et incantationibus ac veneficiis libri V. Basel 1563).

In kulturmedizinischer Hinsicht müßte Johann Weyer auch schon wegen der Tapferkeit und Unerschrockenheit, mit welcher er als Erster in der Welt sich gegen diese Verblendung anstemmte, zu den ganz Großen gezählt werden, wenn ihm nicht selbst wieder seine Augen von seinem größeren Lehrer und Meister Agrippa geöffnet worden wären. Als Arzt erstrebte er kein demagogisches Draufgehen, sondern mehr nach dem Vorbilde des großen Rotterdamer Erasmus begnügte er sich mit Gelehrtenarbeit und Betätigung in seiner engeren niederrheinischen Heimat. Doch auch so entging er mit knapper Not unter der schützenden Hand seines Fürsten dem Ketzerlose, das ihm die Meute seiner Gegner nur gar zu gerne bereitet hätte.

Die Bonner Bevölkerung beschäftigte 1532 beinahe noch mehr wie der vom Kurfürst von Köln, Hermann von Wied, nach Bonn berufene Agrippa selbst dessen schwarzer Hund; erzählte man doch von diesem Köter die seltsamsten Dinge. Man war sich vollkommen darüber einig, daß dieser schwarze Pudel der Teufel wäre. Die Unbill, die der Hund von der Bonner Bevölkerung zu leiden hatte, wird kaum für diesen dadurch ausgeglichen, daß er wohl in Goethes unsterblichem Werk das Vorbild abgab für des Doktor Faust Pudel.

Noch nach dem Tode Agrippas verfolgte den Mann die Wut seiner Gegner. Legenden wurden erzählt und verbreitet, um den bereits aktenmäßig geschlossenen Prozeß Agrippas gegen die Dummheit und den Aberglauben zugunsten der Klerisei nachträglich noch zu entscheiden. Hier benutzte man wieder den Köter. – Auf dem Sterbebette löste der Zauberer das mit magi-



Joannes Wierus
j. dictus Piscinarius. Med. D. natus 1515. Archiat. Duc. Clivens. † 1588.

schen Zeichen geschmückte Halsband des Hundes und sprach: »Weg verfluchtes Geschöpf, durch das ich mein Heil verloren habe.« Das Untier sprang vom Bette, lief zur Isère, stürzte sich hinein, verschwand in den Wellen, und um dieselbe Stunde fuhr auch Agrippas Seele von Grenoble in die Hölle. Das war am 18. Februar 1535.

»Das also war des Pudels Kern.«

Für Weyers Lebensaufgabe, den dämonischen Wahn dieser Zeit auf ganz natürliche Vorgänge zurückzuführen und anscheinend überirdische Dinge natürlich zu erklären, typisch ist seine Erzählung von diesem Hund des Agrippa.

»Bei dieser Gelegenheit muß dann auch der Wahrheit die Ehre gegeben werden betreffs der Erzählung einiger Schriftsteller, Agrippa habe bis zum letzten Atemzuge den Teufel in Gestalt eines Hundes mitgeführt, der dann, ich weiß nicht wie, verschwunden sei. Nicht genug muß ich darüber erstaunen, daß Männer von hoher Bedeutung so fades Zeug reden, denken und schreiben, und zwar auf ganz dummen Volksklatsch hin. Wenn irgend jemand den schwarzen, mittelgroßen Hund, der den französischen Namen ‚Monsieur' hatte, gut kannte, so war ich das. Sehr oft habe ich ihn, wenn er dem Agrippa folgte, am Strick geführt. Es war ein ganz natürlicher männlicher Hund, dem er übrigens eine Hündin von fast gleicher Farbe und ähnlichem Aussehen während meines Aufenthaltes in Bonn zugesellt hatte, die er mit dem französischen Namen Mademoiselle belegte. Veranlassung des ganzen unsinnigen Geredes war, wie mir scheint, die fast kindische Liebe Agrippas zu diesem Hunde, wie das so mancher Menschen Sitte ist. Er küßte ihn zuweilen, hatte ihn bei Tisch an seiner Seite sitzen und bei sich im Bette liegen. Das Tier trieb sich immer in unserm Studierzimmer umher und lag dort zwischen dem sicherlich höchst wertvollen papiernen Hausrat und unserm gemeinsamen Studiertisch. Vielleicht ist das Geschrei auch deswegen entstanden, weil mein Hausherr beständig in seiner warmen Stube steckte, zuweilen alle acht Tage einmal ausging und dennoch alles wußte, was in der Welt geschah. Das haben einige unverständige Menschen schon damals, als ich doch dabei war, dem Hunde als einem bösen Dämon zugeschrieben; in Wirklichkeit verhielt sich die Sache so, daß Agrippa täglich von allen Seiten her Briefe der gelehrtesten Männer empfing.«

Miguel Serveto

1511 zu Villanueva geboren, 1553 zu Genf verbrannt.

Dieser geistvolle Spanier glänzt in der Medizingeschichte als Bahnbrecher auf dem Gebiete der Theorie des Blutumlaufes. Als erster drang er weiter wie alle Zeitgenossen in das Geheim-



Michael Servetus.

nis des kleinen Kreislaufs ein, indem er die Wahnvorstellung der Zirkulation durch die Ventrikelwand zerstörte und annähernd richtige Vorstellungen über den Gasaustausch in den Lungen veröffentlichte; allerdings dies nicht in einer wissenschaftlichen medizinischen Arbeit, sondern an einer versteckten Stelle in

seiner »Christianismi restitutio«. Serveto ist ein in Feuer gegossenes Denkmal für die unheilvolle Verschwägerung der Theologie und der Medizin, der Vereinigung der beiden gegensätzlichen Doktrinen in einer Person. Er ist aber auch ein heldenhaftes Beispiel des Märtyrertums seiner Überzeugung. Er bestieg den Brandpfahl ohne seine Meinung zu widerrufen trotz aller kirchlicher Intrige und brutalster körperlicher und geistlicher Bedrohung. Aus seinem Gefängnis schrieb Serveto drei erhaltene Briefe an den Genfer Magistrat. Er beklagt sich darin, daß die Flöhe ihn auffressen, daß seine Kleider zerrissen sind und daß er kein Hemd habe zum Wechseln. Die Kälte quäle ihn »grandamant« bei seiner Kolik und »rompure« und andern körperlichen Armseligkeiten, die auszusprechen er sich schäme. Trotzdem in Ketten schmachvoll schmachtend, erhebt ihn der Glaube an sein Recht zu einer Herausforderung seines Gegners Calvin, der in Wirklichkeit der omnipotente Kirchendiktator Genfs war und sein grausamer Feind. Er verlangt, daß auch Calvin, sein falscher Ankläger, gleichfalls gemäß des Gesetzes der Wiedervergeltung (jus talionis) ins Gefängnis komme bis zur richterlichen Entscheidung, wer den Tod verdiene, Calvin oder er. »Je vous demande justice Messeigneurs, justice, justice, justice; faict en vos prison de Genève le 22 septembre 1553 Michel Servetus.«

Genf hat die Schmach dieses Justizmordes bereut. Sein Sühnedenkmal wurde 1903 auf der Place de Champel errichtet.

Thierry de Hery

Thierry de Hery war in Paris bedeutender Wundarzt und Jugendfreund Parés. Nachdem er als Militärwundarzt unter Franz dem Ersten den italienischen Feldzug 1537 mitgemacht hatte, führte er hauptsächlich in Frankreich die Schmierkur gegen die Syphilis ein. Sein Hauptwerk, aus dem Paré ganze Kapitel fast wörtlich in das sechzehnte Buch seiner Chirurgie übernommen hatte, heißt »La méthode curative de la maladie venerienne vulgairement apellé grosse verolle et de la diversité de ses symptomes«, Paris 1552.

Diesen Wundarzt fand man in der Kirche des heiligen Dionys an einem hohen Festtage vor dem Grabmale Karls des Achten

betend und im Begriff, Wachskerzen vor demselben anzubrennen. Man machte ihm Vorwürfe darüber, man bewies ihm, daß dieser König kein Heiliger sei. »Das kümmert mich wenig,« sagte Thierry, »er hat mir mehr Gutes getan als alle Heiligen des Paradieses; denn er hat eine Krankheit nach Frankreich gebracht, die mein Glück gemacht hat.«

Holberg, Moral. Gedanken, Teil I, S. 23.

Giovanni Manardi

zu Ferrara 1462 geboren, ein Schüler Leonicenos, war ein bedeutender Naturforscher und einer der gelehrtesten Ärzte der Zeit; Leibarzt des berühmten Pico di Mirandola. Er bekannte sich zwar in seinen Werken als Gegner der Astrologie und der Araber, scheint aber in seinem Leben von diesen Anschauungen wenig Notiz genommen zu haben.

Da ihm ein Sternseher die Nativität gestellt hatte, daß er einst in einer Grube umkommen würde, vermied er zeitlebens mit großer Ängstlichkeit alle Gruben und Löcher; es gelang ihm, den astrologischen Wahrspruch bis in sein vierundsiebzigstes Lebensjahr zu umgehen; da verheiratete er sich erstmalig mit einem zwanzigjährigen Mädchen und starb am folgenden Tage.

In fovea te periturum qui dixit haruspex
Non est mentitus, conjugis illa fuit.

Bayle macht hierzu die Bemerkung, es sei zu verwundern, daß ihn noch niemand mit den Bienen verglichen habe, die nach dem Stiche sterben.

»Animasque in vulnere ponunt.« Virgil Georg. l. III.

Daß solch Ereignis auch anders verlaufen kann, erzählt Guy Patin in seinen Briefen. Er berichtet von einem französischen Arzte Lorme, der, sechsundachtzig Jahre alt, ein junges Mädchen heiratete. Dieses siechte nach der Heirat schnell dahin, während der junge Ehemann über hundert Jahre alt wurde und noch kurz vor seinem Tode Verse machte.

Nostradamus (Michel Notre-Dame)

1503 in der Provence zu Saint-Rémi geboren, wurde 1529 Doktor nach längerem Studium in Avignon und Montpellier. Er war dann ein Dutzend Jahre in Italien und Frankreich auf

Reisen, ließ sich endlich in Salon nieder, um aus diesem Paradiese die Welt durch Hunderte von gereimten Quatrains in Aufregung zu versetzen. Seine wissenschaftlich-medizinischen Publikationen haben nichts mit seiner Unsterblichkeit zu tun, obwohl er es sogar zum Leibarzt Karl des Neunten brachte. Aber seine dunklen Prophezeiungen (Centuries), die 1558 in Lyon erschienen, haben noch bis zum heutigen Tage in mystisch veranlagten Zeiten ihre Auferstehung gefeiert. Daran konnte nichts ändern, daß dieselben 1781 von Rom verboten wurden, weil man aus ihnen den Untergang des Papsttumes entnehmen konnte.

Jodelle (französischer Dramatiker derselben Zeit) machte auf diesen seltsamen Propheten folgendes Anagramm:

> Nostra damus cum falsa damus nam fallere nostrum est
> Et cum falsa damus nil nisi nostra damus.

Historische Schilderungen, Leipzig 1770.

Diesseits und jenseits des Rheines wurden aus den Weissagungen auch schon während des Weltkrieges Schlüsse gezogen und merkwürdige Übereinstimmungen und Erfüllungen dieser Prophezeiungen festgestellt. Die Vossische Zeitung vom 1. Dezember 1915 bringt einige dieser Quatrains:

Quatrain vierundfünfzig der neunten Centurie: Der Fürst mit künstlich gekräuseltem Bart wird mit Hilfe des Mondbanners eine hochmütige und rücksichtslose Nation bezwingen. Die Doppelzüngigkeit aller Orakel hatte damals die Vossische Zeitung ebensowenig beachtet, wie seinerzeit Krösus das Jalysorakel von Delphi.

Rabelais

geboren zu Chinon, gestorben 1553.

Der berühmte Curé von Meudon, der »Dichter in Prosa«, des Gargantua und Pantagruel, wurde 1535 aus den Listen der Mediziner in Lyon gestrichen, angeblich, weil er nach Grenoble vor der Pest geflohen sei. 1876 gab die Stadt Montpellier durch Senatsbeschluß einer Straße der Stadt seinen Namen, und am Tage seiner Promotion zog jeder Kandidat die rote Robe des Meisters an.

Über folgende Malicen des Arzt-Dichters wird berichtet: Der Kardinal Jean von Bellay, Rabelais' Protektor, erkrankte an



François Rabelais.

Unterleibsbeschwerden, das Consilium seiner Ärzte verordnete eine öffnende Abkochung (une decoction apéritive). Rabelais verließ die über das Mittel streitenden Kollegen, ließ im Hof einen Dreifuß aufstellen mit einem Kessel mit kochendem Wasser und rührte alle Schlüssel des Hauses darin herum, als die Kollegen herunterkamen. Den sich Wundernden sagte er: »Nichts

öffnet besser als die Schlüssel, und wenn ihr damit nicht zufrieden seid, lasse ich noch aus dem Arsenal ein paar Kanonen kommen zur letzten Öffnung". (Nach Bervalde de Verville, geboren 1558.)

Eine andere Anekdote, die heute ebenso banal klingt, aber der Geschmacksrichtung der damaligen Zeit entsprach, ist die Geschichte von der unverdaulichen Wachtel. – Dem noch kranken Kardinal Bellay wurde eine Schüssel gereicht mit fein gebratenen Wachteln. Als der Bischof gerade zugreifen will, klopft der neben ihm sitzende Rabelais auf die Platte und sagt: »Durissimae digestionis.« Der ängstliche Prälat ließ also die Schüssel schweren Herzens weitergeben zu seinem Nachbar, der mächtig zulangte. Als sich der Prälat höchlichst darob verwunderte, lachte der Arzt und meinte: »Ich habe ja nur von der Platte gesprochen, nicht von den Wachteln.«

Ambroise Paré

1510 geboren, 1590 gestorben, der berühmteste Wundarzt des sechzehnten Jahrhunderts in Frankreich, aus kleinsten Stellungen als »Compagnon chirurgien« im Hôtel-Dieu und Feldchirurg reformierte er die Wundbehandlung und Amputationstechnik und gelangte zu der höchsten Charge des königlichen Chefchirurgen. In den zahlreichen Publikationen, die für die Chirurgie sich als bahnbrechend erwiesen, vertritt er namentlich in Glaubensangelegenheiten noch rein mittelalterliche Anschauungen.

Der Treppenwitz der Medizingeschichte erzählt, daß in der Hugenottenverfolgung der Bartholomäusnacht der berühmte Wundarzt nur durch Karl den Neunten dadurch von der Verfolgung und Niedermachung gerettet worden ist, daß der König ihn in seinem eigenen Bette versteckt hielt. Auf die Frage, warum der König, der doch selbst auf die fliehenden Hugenotten aus dem Fenster geschossen habe, gerade diesen so beschützte, soll er geantwortet haben, es sei nur billig, einem Manne das Leben zu retten, der selbst es so vielen andern getan habe.

Als der König Charles am Tage der Bartholomäusnacht Paré nahelegte, Katholik zu werden, antwortete dieser:

»Par la lumière de Dieu, je croy qu'il vous souvient bien, Sire, m'avoir promis de ne me commander aussi jamais quatre

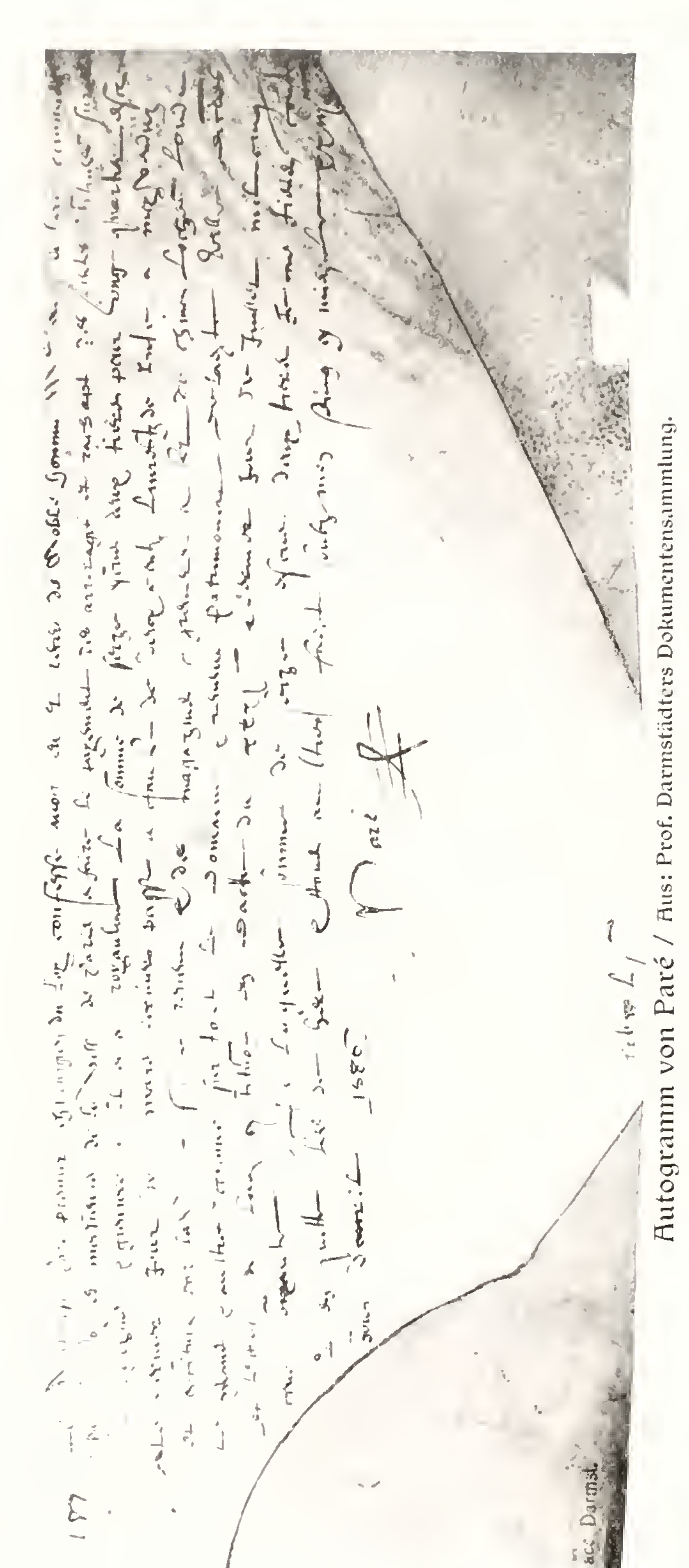


Ambroise Paré.

choses. A scavoir de rentrer dans le ventre de ma mère, de me trouver en une bataille ou combat, de quitter vostre service, n'y d'aller à la messe.«

Am andern Tage verbot der König, der Tag und Nacht unter den Visionen des Massacres litt, bei Todesstrafe die weitere Hugenottenverfolgung.

(Memoires des sages et royales oeconomies de Henry le Grand par Max de Bethune. Amst. 1662.)


Autogramm von Paré / Aus: Prof. Darmstädters Dokumentensammlung.

Fuchs und Cornarius

Leonhard Fuchs, 1501 geboren, zunächst Magister artium dann Mediziner und Arzt in München; später Professor der Medizin in Ingolstadt. Seine literarischen Kämpfe, die er in wenig urbaner Art erledigte, gingen meist um die Erhöhung der Hippokratischen Medizin und die Verwerfung der arabischen; wegen religiöser Streitigkeiten ging er nach Tübingen, wo er die Professur bis zu seinem Lebensende bekleidete und durch seinen großen Namen viel zur Blüte dieser Universität beitrug. Als Botaniker erwarb er sich große Kenntnisse, und die »Kräuterbücher« gehen zum Teil auf ihn zurück.

Unter den berühmten Disputen und literarischen Fehden zwischen Ärzten nimmt der Streit zwichen Fuchs und Cornarius seinen Platz mit Fug und Recht ein. – Das Streitobjekt selbst hat seine Bedeutung verloren. Die Waffen aber, mit denen gekämpft wurde, interessieren noch heute. Fuchs griff zunächst den Cornarius an wegen Verfehlungen bei der Übersetzung des Ätius. Die Titel der Streitschriften lauten: Vulpecula excoriata



Leonhard Fuchs.
(Aus Sambucus.)

(das geschundene Füchslein) oder Refutatio historiae Leonhardi Fuchsii.

Fuchs antwortete mit »Cornarius furens« (der rasende Cornar). Cornarius antwortete wieder mit: Nitrum ac brabyla pro Vulpecula (Salz und Schlehen für das abgezogene Füchslein) und später noch einmal mit seiner »Fuchsiade in drei Bänden«.

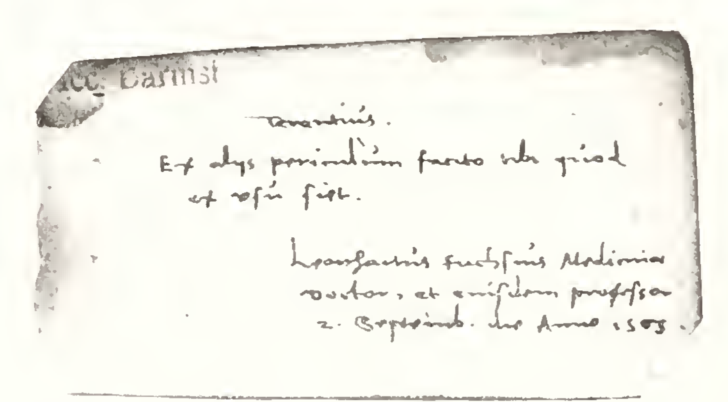
Medizinisches Vademekum, Leipzig 1795.

Tycho de Brahe

1546 geboren, 1601 gestorben. – Dänischer Astronom. Er studierte Rechtswissenschaft zu Leipzig, baute auf der kleinen Insel Hvenn im Sund die berühmte Sternwarte, die 1580 vollendete »Uranienburg«. Kaiser Rudolf der Zweite berief ihn 1599

als Astronom nach Prag; hier unterstützte ihn Kepler in seinen Arbeiten. Das Arbeitsgebiet des Gelehrten hatte, der damaligen Weltauffassung entsprechend, viele Beziehungen zur Medizin.

Der berühmte Mann fuhr über Land, in der Karosse des Kaisers Rudolf. Er hatte es nötig, wagte aber nicht, in Gesellschaft des Kaisers das Bedürfnis auszusprechen und den Wagen halten zu lassen. Die Urinretention wurde so stark und die Beschwerden so groß, daß man ihn einige Stunden später schon sterbend aus dem Wagen zog. Zur Rettung war es schon zu spät;



Autogramm von Leonhard Fuchs.
Aus: Prof. Darmstädters Dokumentensammlung.

er starb, erst fünfundfünfzig Jahre alt. Folgende fingierte Grabschrift erinnert an diesen Tod durch Servilismus:

> Ci-gît qui possédant les plus hautes sciences
> Fut victime des bienséances
> Et dont le vrai portrait je fait en un seul mot
> Il vécut comme un sage et morut comme un sot.

In einem Briefe an den Hiatromathematiker des Landgrafen von Hessen, Rothmann, erscheint der berühmte Astrologe als Vorläufer des Samuel Hahnemann. Er sagt darin ungefähr folgendes: Das Nordlicht entstehe aus entzündeten schwefligen Dämpfen und bedeute Sturm, Trockenheit oder Kälte. Erscheine es häufiger, so sei dies ein Zeichen, daß die Lüfte zu ansteckenden Seuchen neigen, denn auch diese Krankheiten seien schwefliger Natur. Man heile sie durch gereinigten sublimierten Schwefel. Tamquam simile suo simili. Hierdurch etabliert Brahe bewußt den Gegensatz zur galenischen Therapie: contraria contrariis curari. Medizinische Anekdoten 1860, Coblenz.



Tycho de Brahe.

Berengario da Carpi

Jacobus Carpus, oder wie ihn Cellini nennt, Jacob da Carpi, um 1465 zu Carpi bei Modena geboren, starb kurz nach 1530.

Berengario eröffnete seine berühmte Laufbahn angeblich mit der zunächst mehr scherzhaften Sektion eines Schweines; dann

aber warf er sich ernstlich auf die Anatomie, machte, wie er in seinem Werke »Isagogae breves« betont, mehrere hundert Leichenöröffnungen und gilt als Restaurator der Anatomie. Als berühmter Chirurg wurde er zu Konsultationen und Operationen in Italien von allen Fürsten berufen, als »nostris temporis audacissimus atque fortissimus medicus«. Große Reichtümer erwarb er sich durch seine Quecksilbereinreibungen, bei der damals noch im akutesten Stadium stehenden Krankheit der Syphilis. Auf diese Spezialität zielt auch eine Notiz in Benvenuto Cellinis Lebensbeschreibung. Berengario war offenbar auch sehr kunstliebend, wenn auch durch die folgende Geschichte diese Liebhaberei in schiefem und etwas seltsamem Licht erscheint. Jedenfalls ist bekannt, daß sich der Meister für die Behandlung des Kardinals Colonna Raffaels Gemälde Johannes der Täufer, welches jetzt in der Tribuna in Florenz hängt, als Honorar ausbedang.

»Daß ich hier noch eine Geschichte erzähle. Es kam ein großer Chirurgus nach Rom (1523), der Meister Jacob da Carpi hieß. Dieser treffliche Mann kurierte unter andern besonders desparate französische Übel; er verstand sich sehr auf Zeichnungen, und da er eines Tages an meiner Werkstatt vorbeiging, sah er zufälligerweise einige Handrisse, unter denen sich wunderliche Vasen befanden, die ich zu meinem Vergnügen erfunden hatte. Meister Jacob verlangte, ich solle sie ihm aus Silber machen, welches ich äußerst gern tat, weil ich dabei meinen Grillen folgen konnte; er bezahlte sie mir gut, aber hundertfach war die Ehre, die sie mir verschafften. Denn die Goldschmiede lobten die Arbeit über alle Maßen, und ich hatte sie nicht so bald ihrem Herrn übergeben, als er sie dem Papste zeigte. Er war sehr gelehrt und sprach zum Erstaunen über die Medizin. Der Papst verlangte, er sollte in seinen Diensten bleiben, aber er sagte, er wolle in keines Menschen Dienste treten, und wer ihn nötig habe, sollte ihn aufsuchen. Er war ein verschlagener Mann, und er tat wohl daran, von Rom wegzugehen, denn wenige Monate darauf befanden sich alle, die er kuriert hatte, viel schlimmer wie vorher; sie hätten ihn umgebracht, wenn er geblieben wäre.«

Die folgenden Zeilen bringen den Chirurgen nun in den schlimmen Verdacht, daß er ein ganz gerissener Marchand-Amateur war, denn er zeigte später vielen Fürstlichkeiten diese

Vasen und behauptete, daß sie antik wären, und nach langem Sträuben von einer hohen Persönlichkeit in Rom als Honorar für eine Behandlung erhalten habe. Der schlaue Berengar hatte sich vorher die Entwürfe für die Vasen von Cellini aushändigen lassen, so daß es dem Meister schwer wurde, zu beweisen, daß sie nicht tausend Jahre alt wären, und er selbst der Verfertiger derselben.

Aus Cellinis Lebensbeschreibung, Goethesche Übersetzung
I. Buch, V. Kap.

Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus
ab Hohenheim Paracelsus.

Philippus war 1491 in der Nähe des Schwyzer Wallfahrtsortes Maria Einsiedel geboren. Sein Vater Wilhelm stammt aus der schwäbischen Adelsfamilie der Bombaste, die sich nach ihrem Stammsitz Hohenheim, in der Nähe von Stuttgart, Bombaste von Hohenheim nannten, und war selbst Arzt. 1506 bezog er die Universität zu Basel als Schüler des berühmten Trithemius, wechselte aber häufig die Universitäten und wurde schon 1527 Stadtarzt von Basel. Hier soll er bereits aus dem ihm eingeborenen Drange nach hemmungslosem Draufgehen an wissenschaftlichem Streit und Kampf unter Bloßstellung der eigenen Persönlichkeit dadurch öffentliches Ärgernis erregt haben, daß er auf dem Markte die Werke des Arabers Avicenna, einer damals noch vielfach anerkannten Autorität des elften Jahrhunderts, öffentlich verbrannte. Diese auffallende Geste, im Stil der damaligen Zeit weniger ungewohnt, als wenn heute zum Beispiel ein Universitätslehrer seinen Kollegen wegen abweichender Ansichten vom Katheder herunter in dessen Abwesenheit angreift, verschnupfte die Ärzteschaft wohl weniger, als daß er gegen ihre Scheingelehrsamkeit vorging, sich in seinen Publikationen und Lehren der deutschen Sprache bediente und ihre geschäftlichen Praktiken im Bunde mit den Apothekern aufdeckte. Als er nun auch noch in Pamphleten den Magistrat angriff, mußte er heimlich aus Basel fliehen und führte nun, oft von einer Schar von Schülern begleitet, ein Vagabundenleben, welches ihn durch Elsaß, Schweiz, Deutschland und ganz Europa führte. Aber seine Gelehrsamkeit, sein tiefes Wissen und seine vollkommen neuen und originellen Heilmethoden

verbreiteten schnell seinen Ruf, der schon zu Lebzeiten zu einem Weltruf auswuchs. 1540 wurde er nach Salzburg als Stadtarzt berufen, starb daselbst aber bereits nach einem Jahre am 24. September 1541. Ohne Zweifel haben wir in Paracelsus trotz der bizarren Maskerade seiner Persönlichkeit den Wender in der Medizingeschichte und den größten Bahnbrecher germanischen Geblütes auch im Geist und Stil der deutschen Sprache zu betrachten.

Aus dem medizinischen Vademekum, Frankfurt 1795:

Unter den Gelehrten aller Zeiten und Nationen hat vielleicht keiner sich einen größeren Ruhm erworben, als Theophrastus Paracelsus; ein Mann, der durch seine entschieden großen Talente, noch mehr aber durch seine Reformationssucht, durch seine beispiellose Prahlerei und geheimnisvolle Dunkelheit in seinem Zeitalter sich auszeichnete.

Sein Geschlechtsname war, wie Haller sagt, Höchener, welchen er aber, weil es ihm viel zu einfach klang, mit dem prächtigen Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim vertauschte. Noch heutzutage nennt man nach ihm allen leeren Prunk Bombast.

Er suchte vorzüglich das Ansehen Galens und der arabischen Ärzte zu stürzen, und auf deren Trümmern sein neues chemisches System desto glänzender zu erbauen. Allein er zog auf eine sehr plumpe Art gegen sie zu Felde. An einer Stelle sagte er:

»Ich sage Euch, mein Gauchhaar im Genicke weiß mehr denn Ihr und all ewere Scribenten; und meine Schuhrinken seind gelehrter dann ewer Galenus und Avicenna. Mein Bart (Paracelsus war bartlos) hat mehr erfahren dann all ewere hohen Schulen, und Ihr dürfet nicht dahin riechen, wo ich geschmecket habe. Ich will die Stunde greiffen, daß Euch die Säu im Koth müssen umbziehen.«

An einem anderen Orte heißt es:

»Mir nach, ich nit euch nach, ihr mir nach, und ich nit euch nach, Avicenna, Galene, Rhacis, Montagnana, Mesue; mir nach, ihr von Paris, ihr von Montpellier, ihr von Meißen, ihr von Kölln, ihr von Wien, ihr Inseln am Meer; du Italia, du Dalmatia und Hispania, ihr von Athen, ihr von Arabia, und von Israel;



Augsburger Flugblatt.

ihr mir und ich nit euch nach. Ich wird Monarcha und mein wird die Monarchey sein und ich führe die Monarchey und gürte all euch ewere Länden.«

Von seinen Kollegen redet er mit großer Verachtung, sowie von der ganzen Gelehrsamkeit überhaupt, und er hält es bloß mit dem Kopf, der sich immer selbst genug ist. Am Ende ruft er selbstgefällig aus:

»Was ist doch, daß man so viel Wesen von Lutheri und Zwinglii Schriften macht, so es doch eitel Bachantenwerk ist, wenn ich anfangen wollte zu schreiben, wollte ich sie und den Papst erst recht in die Schule führen.«

»Wie gefällt Euch der Peregrinus? Wie gefällt Euch der Waldesel von Einsiedeln?«

Sein neues Lehrgebäude der Medizin hatte folgende Hauptsätze. Als Grundprinzip der Körper nahm er Schwefel, Salz und Quecksilber an. Roten Schwefel suchte er im Blut, Muskeln und in den Eingeweiden, gelben Schwefel in dem Fett, Mark und Knochen. Grünes Salz nahm er in der Galle an, leichtes Quecksilber in den Lungen, schweres hingegen in dem Fleisch und in den Knochen. Den Puls leitete er vom Mars, Venus und Saturn her. Den Krebs hielt er für vitriolisch, die Pest für arsenikalisch, die übrigen Krankheiten für markasit- oder weinsteinartig. — Auch hatte er eine Universalarznei erfunden.

Der Mensch Paracelsus ist mindestens ein so fesselndes Problem als der Arzt. Schon das Persönliche in seinen vielen Vorreden ist Material genug für die Lebensauffassung des genialsten Mannes dieser Zeitepoche. Seine bilderreiche Sprache ist voller Geist und kontrastiert mit dem oft schauderhaften Latein seiner gelehrten Amtsbrüder und Gegner, die zu lesen Tortur ist. So hemmungslos ist oftmals das Temperament des streitbaren Arztes, daß es schon glaubhaft klingt, wenn sein Amanuensis Oporinus, der spätere gelehrte Basler Drucker, erzählt, daß er ihm vieles in der Trunkenheit diktiert habe und so schnell, daß er kaum folgen konnte (Vita Oporini Argent. 1569).

Mit Ausnahme des Oporinus, den er lobt, ist er auf seine Schüler schlecht zu sprechen. Allerlei Volk lief ihm nach, um von ihm die hohe Kunst, Gold zu machen, zu lernen. Sein Leben gab diesem Glauben recht, denn wenn er noch so ausgebeutelt war, plötzlich hatte er wieder die Seckel voll Gold. Und dabei kurierte



Bildnis des Th. Paracelsus.
Von P. P. Rubens / Brüssel.

er selbst solche Leute umsonst, von denen sich die andern Ärzte bezahlen ließen; oft wurde er auch um das ausbedungene Honorar geprellt, wie von dem Kanonikus von Lichtenfels in

Basel, mit dem er für die Podagrakur hundert Florin ausgemacht hatte. Auf seine Klage beim Basler Rat entschied dieser, daß Lichtenfels nur nach der Medizinaltaxe zahlen brauche, was wieder den Paracelsus zu verhängnisvollen Schmähreden gegen den Rat veranlaßte.

Der Troß seiner Begleiter setzte sich aus allerlei Studenten, Schulmeister, Barbiere und Bader zusammen. Zunächst hätten diese sich meistens wie freundliche Hündlein gezeigt, nachdem aber ihr Hunger durch drei oder vier Proben und Rezepte gestillt war, seien sie abgezogen.

»Was ich von Ärzten geboren habe: aus den Hunderten von Pannonia seien zween wohlgerathen, aus der Confin Poloniae drey, aus den Regionen der Saxen zween, aus den Sclavonien einer, aus Bohemien einer, aus dem Niederland einer, aus Schwaben: keiner. Ein jeglicher aber hat meine Lehre nach seinem Kopf gesattelt; einer führet mir's in einen Mißbrauch zu seinem Seckel, ein anderer zeucht's ihm in seine Hoffahrt, aber ein anderer glossiert's und emendirt's und im Fürlegen für mich waren's erstunkene Lügen« (Vorrede der Bücher Bertheoneae). Aus diesem Grunde sind natürlich die späteren Schriften, deren Herausgabe Paracelsus selbst nicht erlebte, mit Vorsicht zu benutzen, wenigstens was die Wertschätzung dieses seltenen Mannes betrifft.

Der Tod des Paracelsus erinnert an den eines ähnlichen großen Arztpioniers, wenn auch auf anderem Gebiet, den des Emin Pascha. Heßlings Theophrastus redivivus illustratus (Hamburg 1665) meldet: Er sei von der Doctoren Dienern und andern Sicariis, da er sich auf einem Gastgebot befunden, von einer Höhe herabgestürzt und ihm — also der Hals gebrochen. Sömmering fand an des Paracelsus Schädel einen Bruch im Schuppenteil des linken Schläfenbeins. Auch Gall hat den Schädel noch untersucht und fand entsprechend den Erzählungen, die schon zu Lebzeiten des Mannes im Umlauf waren, daß er nämlich in der Kindheit durch den Biß eines Schweines entmannt sei, eine Unterentwicklung des Geschlechtshöckers.

Zwei charakteristische Anekdoten:

Paracelsus hatte die Behauptung aufgestellt, daß man auf die Uroskopie nur dann Wert legen könne, wenn der Mensch drei

Tage und drei Nächte gehungert habe. Zwecks Erkennung seiner Konstitution fastete nun sein Schüler Oporinus diese Zeit und brachte dann seinem Lehrer seinen Urin im Glase, um sein Urteil zu hören. Paracelsus lachte seinen Jünger aus, schalt ihn einen leichtgläubigen Narren und warf das Glas an die Wand.

Oporin berichtet:

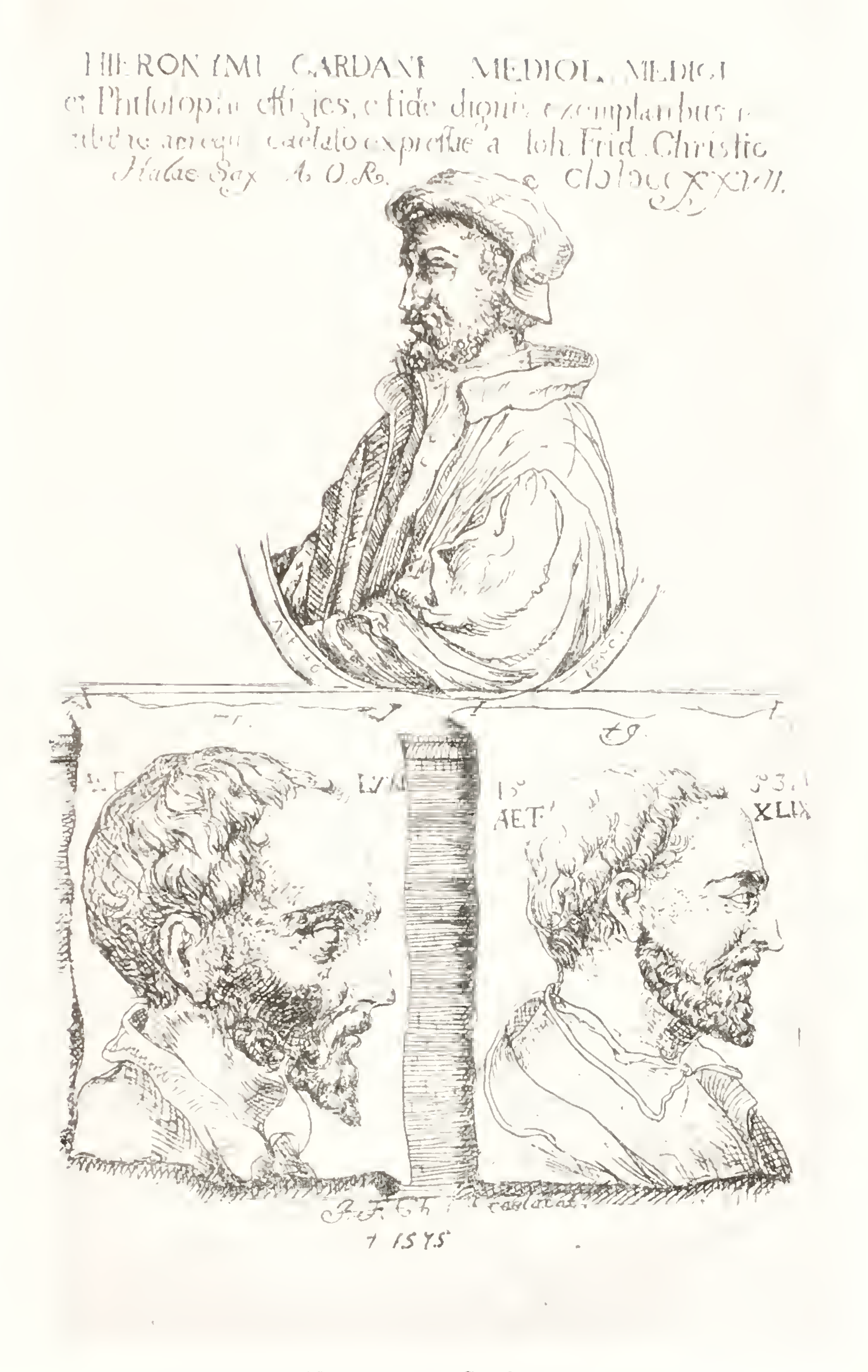
Nach einer durchzechten Nacht wird der Meister zu einem Kranken gerufen. Er tritt in die Krankenstube, die voller Anteilnehmer ist. »Hat der Kranke heute schon etwas genossen oder eingenommen?« fragt Paracelsus die Umstehenden. »Nichts als den Leib des Herrn.« - »Da ihr euch schon nach einem andern Arzt umgesehen habt, bin ich hier überflüssig,« sprach's und ging seiner Wege. (In Operins Brief an Weyer und Solenander abgedruckt in Sennerts Traktat de consensu ac dissensu chymicorum 1666.)

Giorlamo Cardano
in Pavia 1501 geboren; 1596 in Rom gestorben

hat in seinem langen Leben merkwürdige Schicksalwendungen erlebt. Sein Universalwissen auf allen Gebieten der Naturwissenschaft war das Wunder seiner Zeit. Er hinterließ allein über hundertunddreißig Schriften, darunter die siebzehn Bücher de varietate rerum und wohl als sein Hauptwerk die einundzwanzig Bücher de subtilitate. Geschrieben wurde alles in schwerfälligem Latein. Außer Abhandlungen zur theoretischen und praktischen Medizin und Kommentaren zu den klassischen Werken der Heilkunde, beschäftigte sich der Polyhistor mit Moralphilosophie, Politik, Gedächtniskunst, Logik, Dialektik, Metaphysik und Mystik, Naturgeschichte, physikalischen Experimenten, Cheiromantik, Traumdeutung, ferner den Disziplinen der Mathematik, Geometrie und Algebra, Musik, Schach und Glückspielen, Astronomie und Astrologie. Man sieht, sein unruhiger Geist befruchtete alle Gebiete. Manche Erfindungen und Entdeckungen sind mit seinem Namen verknüpft, so die Cardanosche Formel der Auflösungen von Gleichungen dritten Grades. Er gab den ersten physikalischen Grund für das Funkeln der Sterne, er erfand die nach ihm das »Cardanosche Gelenk« genannte kreuz-

gelenkartige Kuppelung zum Aufhängen des Kompasses. Er versuchte als erster das Gewicht der Luft zu bestimmen, er entdeckte die Elektrizität des Haares und die Gesetze der Luftspiegelung. Er trennte das Petechialfieber, dem er den Namen Morbus pulicularis gab, als erster von den Masern. Er suchte auf medizinischem Gebiet auch neue Wege. Er bekämpfte Galensche Grundsätze, so dessen Theorie der Entstehung der Katarrhe; er beschäftigte sich mit den Problemen des Blutaustausches, der Schalleitung der Kopfknochen, mit Psychiatrie, und war ein eifriger Förderer anatomischer Studien. In seinem Wanderleben von einer Universität zur anderen, übte er eine große ärztliche Praxis aus, war Leibarzt von Fürstlichkeiten und erhielt ärztliche Berufungen bis nach Dänemark und Schottland. Dieser Humanist war aber in seiner ganzen Persönlichkeit das Spiegelbild seines Jahrhunderts. Als wissenschaftlicher Forscher ein Spielball mystischer Veranlagung; als Moralphilosoph, wie es scheint, das Opfer seiner perversen Leidenschaften, als Christ und Gläubiger der Zankapfel antoninischer Versuchungen. Er soll Christus das Horoskop gestellt haben und wurde auch wegen anderer kirchlicher Differenzen ein Opfer der Inquisition. Das Urteil war wohl in Erinnerung an die geistigen Leistungen und seinen Weltruf milde: man verbannte den Greis nach Rom unter päpstliche Oberaufsicht und mit einem Publikationsverbot neuer Schriften. Seine Ketten waren vergoldet, und das römische Ärztekollegium nahm wohl auf höheres Gebot den Mann, der mit den meisten medizinischen Fakultäten Italiens in Fehde gelegen hatte, in seine Reihen auf. In der ruhigen Resignation des auch durch päpstliche Gnade gesicherten Lebensunterhaltes schrieb er dann seine Lebenserinnerungen, die ein seltsames Dokument darstellen. Sie sind ein, wie es scheint, ehrlich gemeintes Lebensbild eines Mannes, der zwischen Gut und Böse, Tugend und Laster, Forschertum und Narretei, Humanismus und Barock, Moralphilosophie und perversem Genuß, Materialismus und Metaphysik, »kaltem Herzen und heißem Kopfe«, Arzt und Theologen ewig hin und her schwankte; eines Mannes ferner, der nach der Enthauptung seines Lieblingsohnes wegen Gattenmords einen schwulstigen poetischen Trauergesang anstimmen konnte.

An Unterschätzung seiner Persönlichkeit hat dieser Mann nicht gelitten, hält er sich doch selbst für den siebten wirklich großen



Hieronymus Cardanus.

Arzt in der Weltgeschichte. In einem Kapitel seiner Selbstbeschreibung gibt er Bemerkungen wieder, die er selbst, wie er sich ausdrückt, im Munde geführt hat. Nach unserem Geschmack

sind sie vielleicht gelehrt, aber eher schwulstig und bissig als witzig und geistvoll.

Wenn du zwischen zwei notwendigen Übeln zu wählen hast, so ziehe das vor, das bei längerem Gebrauch am wenigsten Nachteil bringt.

Sache eines Ehrenmannes ist es, wie Soranus sagt, anzunehmen, wo etwas angeboten wird, und nichts zu verlangen, wo nicht gern gegeben wird.

In kritischer Lage wähle stets den von Natur aus bequemeren Weg. Du wirst den größten Nutzen davon haben; denn wählst du den besseren und stärkeren, so wird dir dadurch nur der Rückzug schwer, du wirst hilflos in deiner mißlichen Lage bleiben und dabei keine sehr gute Figur machen.

Wer bei seinem Tun auf keine Gründe hören will, ist nicht besser als ein Vieh. Entweder verdient er, Prügel zu bekommen, oder, daß du dich von ihm trennest. Denn wisse, es ist ein Vorzug des Menschen, sein Tun mit vernünftiger Rede zu begleiten und zu fördern.

Pedantische, ungefügige, plumpe und energielose Leute scheinen in manchen wichtigen Geschäften nicht ganz so unnütz zu sein, wie oft in vielen anderen; aber gerade darum sind sie noch mehr zu fliehen als alle anderen.

Den Mächtigen dieser Erde gegenüber darfst du, wobei du noch den Schein der Bescheidenheit wahrst, stets sagen: »Entweder ihr habt mir unrecht getan, oder aber jedenfalls habe ich über erlittenes Unrecht zu klagen.« Und deinen Verwandten, die dich beerben werden: »Wollt ihr nicht auch nach meinem Tode so sorgsam über mein Vermögen wachen?« In beiden Fällen nämlich wirst du sie an ihrem wunden Punkte treffen.

Einem, der mir die geringe Zahl meiner Schüler vorhielt, gab ich zur Antwort, ein Donatus (berühmter römischer Grammatiker) sei eben immer mehr gesucht, als ein Vergil. Und einem anderen, der mir einmal sagte, ich stünde mit meiner Ansicht allein, erwiderte ich, umso höher stehe ich, gleich dem Einhorn, im Wert.

Ein Rechtsgelehrter hielt mir einst die geringe Zahl meiner Hörer vor. Ich gab ihm zur Antwort: »Manche Schüler verschaffen ihrem Lehrer Ehre durch ihre Anwesenheit, andere viel mehr durch ihre Abwesenheit.«

Einem Arzt, der sich rühmte, mehr Kranke zu haben als ich, erwiderte ich: »Nicht darauf kommt es an, viel wichtiger ist die Frage, ob von deinen Patienten mehr geheilt werden als von den meinen.« Und einem anderen gab ich die schärfere Antwort: »Höchst schmählich ist es, daß so viele unter deinen Händen sterben müssen.«

Einem jungen Menschen, den ich von schlechter Gesellschaft abmahnen wollte, sagte ich, es sei mir ein leichtes, ihm einen Apfel zu zeigen, den ein Haufe schlechter Äpfel verdorben; ihm aber werde es schwer fallen, mir einen Haufen schlechter Äpfel zu zeigen, der einen einzelnen verdorbenen wieder besser gemacht habe.

Hielt man mir vor, daß ich so viele Knaben in meinem Hause aufzöge, so gab ich zur Antwort: »Ich habe ein doppeltes Verdienst daran; erstens tue ich ein gutes Werk, und zweitens komme ich dafür auch noch in schlechten Ruf.«

Hielt mir einer mein hohes Alter vor, pflegte ich zu sagen: »Alt ist nur, wen Gott verlassen hat.«

Bist du in Not, so werden die, die deine Freunde sind, dir helfen, deine Schmeichler nur dir guten Rat geben.

Ein Übel ist durch ein Gutes, nicht durch ein anderes Übel zu heilen. Ich weiß, daß die Seele unsterblich ist, wie dies sein wird, weiß ich nicht.

Mehr verdanke ich schlechten Ärzten, die meine Feinde zugrunde richteten, als guten, und wären diese mir noch so freundlich gesinnt.

Leute, die Bücher schreiben, ohne die Fähigkeit dazu zu haben, gleichen denen, die schwer verdauliche Speisen verschlingen: einer kleinen Gaumenlust wegen nehmen sie die übelsten Magenbeschwerden auf sich.

Man soll nichts in seine Bücher hineinsetzen, was nicht abgeschlossen oder in keiner Weise lesenswert ist.

Wenn es sich um deine eigene Sache handelt, so setze keck auf jedes Laster, das dir entgegentritt, ein anderes: auf Stumpfsinn antworte mit Händelsucht und streitbarer Geschäftigkeit, auf Hartnäckigkeit mit heftigem Zorn, auf Hochmut mit offener Beleidigung und mit Gewalttätigkeit, und schlage lieber mit Fäusten drein, als daß du viele Worte machest. Wenn du mit Mächtigen zu tun hast, so wähle dir die Rücksichtslosigkeit zum Boten. Wenn du dich waschen willst, so halte vorher ein Tuch bereit, dich abzutrocknen.

Drei Dinge vor allem ändern den Charakter: das Alter, das Glück und die Ehe – darum sei vorsichtig!

Johannes Langius (Lange)

1485 zu Löwenberg in Schlesien geboren; starb 1565 in Heidelberg.

Um Medizin zu studieren, wandte sich Lange nach Italien. Lernte in Ferrara bei Leoniceno, in Bologna bei dem berühmten Berengar da Carpi. Nach Deutschland zurückgekehrt, ließ er sich in Heidelberg nieder und bekleidete die Leibarztstelle in vierzig Jahren bei fünf Kurfürsten von der Pfalz. Er begleitete diese Fürsten auch auf Reisen in ganz Europa. Literarisch war Lange als erster in Deutschland tätig als Nachahmer der italienischen Manier, Kasuistik in Briefform herauszugeben.

In seinem »Medicinalium epistolarum Miscellanea, Basil 1554« beklagt sich Lange über die Unwissenheit der deutschen Chirurgen. Er hatte aus Italien den Krontrepan mitgebracht, das »Abatiston«, welches schon dem Galen bekannt war. Die deutschen Kollegen wunderten sich sowohl über das Instrument (Longi doctor, frustra quaeris in Germania abaptista), als namentlich auch über dessen Namen und meinten, daß in Deutschland nur Kinder und höchstens Glocken getauft würden, aber keine chirurgischen Instrumente, das sei wohl auch nur in Rom möglich, wo der Papst residiere.

Das Wort abaptiston bedeutet ein Ding, welches in ein anderes hineingetan wird, außerdem noch etwas Ungetauftes.

Medizinisches Vademekum, Leipzig 1795.



Johann Lange.

Jacobus Sylvius (Jacques du Bois)

geboren 1478 bei Amiens; gestorben 1555.

Anatomischer Entdecker der Klappen der Hautvenen; machte zuerst gefärbte Injektionen in das Blutgefäßsystem. Einundfünfzig Jahre alt, ging er erst nach Montpellier, um Diplome zu bekommen, und 1531 wurde er erst als Doktor Mitglied der Pariser Fakultät. Er wurde Nachfolger von Vidus Vidius. Ausgezeichneter Lehrer; gab auch eine klassische französische Grammatik heraus, ferner Kommentare zu Galen und Hippokrates. Unter der großen Zahl seiner Schüler befanden sich Vesalius und Serveto.

Jacobus Sylvius war ebenso berühmt zu seiner Zeit durch die Vielseitigkeit seiner Gelehrsamkeit, als wegen beispiellosen Geizes. Er war schon die anatomische Berühmtheit seines Jahrhunderts, als er immer noch Student war. Der ungeheure Zulauf zu seinen Vorlesungen über beinahe die ganze Medizin hatte ein plötzliches Ende, als die Pariser Fakultät dieselben verbot. Er mußte sich deshalb entschließen, sich 1529 – bereits einundfünfzig Jahre alt – nach Montpellier zu begeben, um wenigstens Lizentiat der Medizin zu werden. Um Doktor zu werden, schienen ihm die Kosten zu groß. Dabei war sein Hörsaal im Tricquet-Collège stets von vierhundert bis fünfhundert Zuhörern besucht, von denen jedem einzelnen er sich pro Monat einen Teston (gleich fünfzehn Sous) vorausbezahlen ließ. Als einstmals zwei arme Zuhörer nicht bezahlen konnten, drohte er, die ganzen Vorlesungen einzustellen und würde dies auch ausgeführt haben, wenn die Kollegen sich nicht zur Bezahlung zusammengetan hätten (nach Henry Estienne). Er aß nur trockenes Brot, ließ den Hörsaal nie heizen, so daß der Anblick seines Auditoriums mit den in Mänteln und Pelzen gehüllten Studenten, deren Füße auf Feuerkästchen standen, ein drolliger gewesen sein muß. Er selbst trug zu seiner Erwärmung ein schweres Stück Holz vom Keller auf den Boden und zurück, da seiner Meinung nach die durch Bewegung erzeugte Wärme der Gesundheit weit zuträglicher sei als die Ofenwärme. Erst als er seine sämtlichen Hausbewohner, einschließlich der Katze, als überflüssige Brotesser abgeschafft hatte, fing er an, vergnügt zu leben. Als er sein Ende herannahen merkte, ließ er sich völlig ankleiden, die Stiefel anziehen und erwartete, auf einem Stuhle sitzend, sein Ende. Heinrich Stephanus machte über diesen gestiefelten Sylvius ein Spottgedicht: Er habe deshalb die Stiefel angezogen, um durch den Acheron zu waten und auf die Weise das Fährgeld zu sparen. Nach seinem Tode wurde an seinem Grabe folgendes Epigramm angeheftet:

> Sylvius hic situs est, gratis qui nil dedit unquam,
> Mortuus et gratis, quod legis ista, dolet.
> Der nie umsunst was gab, ist Sylvius gewesen,
> Nun grämt den Toten noch, daß du's umsonst kannst lesen.



Andreas Vesalius.
Aus: Icones veterum Medicorum / Von Johann Sambucus 1574.

Jacques Molin

Als dieser Pariser Arzt 1755 starb, hinterließ er mehr als eine Million Francs; er war aber so berühmt wie geizig gewesen. Mit Jacobus Sylvius konkurriert er in dieser Hinsicht um die Palme. Zog jener in seiner Studierstube Pelz und Überzieher an, um nicht heizen zu müssen, so ließ dieser die Hosen herunter, um, am Schreibtisch sitzend, diese nicht zu verschleißen.

Vesalius und Sylvius

Von dem großen Reformator werden Anekdoten erzählt, welche das Gepräge des Unwahrscheinlichen in sich tragen. Die Quellen dieser Erzählungen, welche alle die Begeisterung des großen Anatomen für die menschliche Zergliederungskunst be=

weisen sollen, sind meist unbekannter Herkunft und dürften sich bei einer wissenschaftlichen Untersuchung als trübe erweisen oder gar vertrocknen. So soll er einmal in eine Höhle in Falkenberg, in die die Leichname der Verbrecher und Selbstmörder geworfen wurden, hineingekrochen und dabei beinahe von Hunden zerrissen worden sein. Auf dem Gerichtsplatze in Löwen erblickte er einmal ein Skelett, welches so von Raubvögeln abgefressen war, daß es bis auf die natürlichen Bänder präpariert war. Er schlich sich bei Nacht auf den Platz, kletterte das Gerüst hinauf und nahm das Gerippe herunter. Dann zerlegte er dieses Skelett in einzelne Teile, vergrub sie und holte sie sich nachts allmählich in seine Wohnung. Die Sache wurde ruchbar, und trotz seiner Behauptung, er habe das Skelett aus Paris mitgebracht, wurde er von der Universität relegiert.

In Venedig soll er die Richter veranlaßt haben, Gefangene hinrichten zu lassen, damit er Leichenmaterial bekäme. Hatte er genügend, so bat er um Aufschub der Todesstrafe. Hier und in Padua und Bologna soll er Grabschändungen zu demselben Zweck betrieben und die Leichen wochenlang in seiner Schlafkammer aufbewahrt haben.

Auch das Ende des Forschers wird in ein mysteriöses Gewand gekleidet. Er soll einen vornehmen Spanier in Madrid seziert haben, dessen Herz nach der Eröffnung des Brustkastens noch schlug. Deshalb von der Inquisition verfolgt, konnte Philipp der Zweite, dessen Leibarzt er war, kaum sein Leben retten. Um seine Sünden zu büßen, legte ihm der Papst eine Wallfahrt nach Jerusalem auf.

Alle diese Hintertreppenerzählungen, immer wieder von neuem vorgebracht, wurden von einer Seite kolportiert, die ein offenbares Interesse an der Herabsetzung des großen Mannes hatten. Der Klerus und seine Mitgänger suchten der Entwicklung der anatomischen Wissenschaft entgegenzutreten. Man wollte die Zergliederungen überhaupt aus der Welt schaffen. Der bedrängte Kaiser Karl der Fünfte forderte diesbezüglich ein Gutachten der Fakultät von Salamanca, welche, man kann nur seltsamerweise vom Standpunkte der spanischen Machtverhältnisse der Jesuiten sagen, deren Zulässigkeit im Interesse der leidenden Menschheit befürwortete. Diesen reaktionären Bestrebungen der Dunkelmänner waren aber selbst aus medizinischem Lager Stützen



Andreas Vesalius / Amsterdam.

entstanden. An der Spitze seiner Gegner und Feinde marschierte auch Jacobus Sylvius, sein alter Lehrer, der ihn den »Vesanus« nannte, und der römische Spezialkollege Bartolomäus Eustachius. Noch einmal triumphierte der von der Großmacht der damaligen Zeit Verfolgte. In Jerusalem erreichte ihn die Nachricht, daß er zum Nachfolger Falloppios ernannt war. Das Schiff, welches ihn nach Italien bringen sollte, litt bei Zante Schiffbruch, und erst fünfzig Jahre alt, starb Vesalius dort einsam und elend.

Amüsant ist noch aus dem Briefwechsel zwischen Sylvius und Vesal zu ersehen, mit welchen Mitteln die Rückständigkeit ar-

beitete. Vesal soll brieflich Sylvius seine Hochachtung versichert haben und nach den Gründen seiner Feindschaft gefragt haben. Der Sonderling bot ihm unter der Bedingung Waffenstillstand an, wenn er aufhören würde, den Galen zu bekämpfen. Als Sylvius aber durch neue Untersuchungsergebnisse und deren Veröffentlichung in die Enge getrieben wurde, suchte dieser Forscher seine Position zu retten durch das komische Argument, daß zu Galens Zeiten die Menschen eben einen anderen Körperbau gehabt hätten.

Der große Zulauf von Schülern und sein Weltruf erboste den Mann in einer Weise, daß er als Dokument seiner Galle folgende Schrift 1551 losließ: »Vesani eiusdam calumniarum in Hippocratis Galenique rem anatomicam depulsio.« In dieser Streitschrift benamste er seinen erfolgreichen Gegner mit folgenden Titeln: »Der in der Gelehrsamkeit Unwissende, der lügenhafteste Verleumder, der Unerfahrenste in allen Dingen, der Flüchtling, der Gottlose und Undankbare, das Ungeheuer von Unwissenheit (monstrum ignorantiae), welches mit seinem pestilenzialischen Hauche Europa vergifte, und dessen Irrtümer einzeln aufzuzählen eine Arbeit ohne Ende sein würde.«

Von allen Schriften des Sylvius ist heute dieses Dokument des Gelehrtenhasses die Interessanteste.

André du Laurens

Laurentius starb 1609, in Arles Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts geboren.

Mittelmäßiger anatomischer Schriftsteller. Wichtig als Hauptzeuge der Heilung durch die königliche Handberührung, die damals in ihrer vollen Blüte stand. (De mirabili strumas sanandi vi, solis Galliae regibus concessa.)

Von diesem bigotten und byzantinisch servilen Leibarzte Henry des Vierten erzählt Beralde de Verville (1558 geboren) folgende freie aber zeitcharakteristische Anekdote. Auch hier handelt es sich um eine allerdings eigenartige Handberührung.

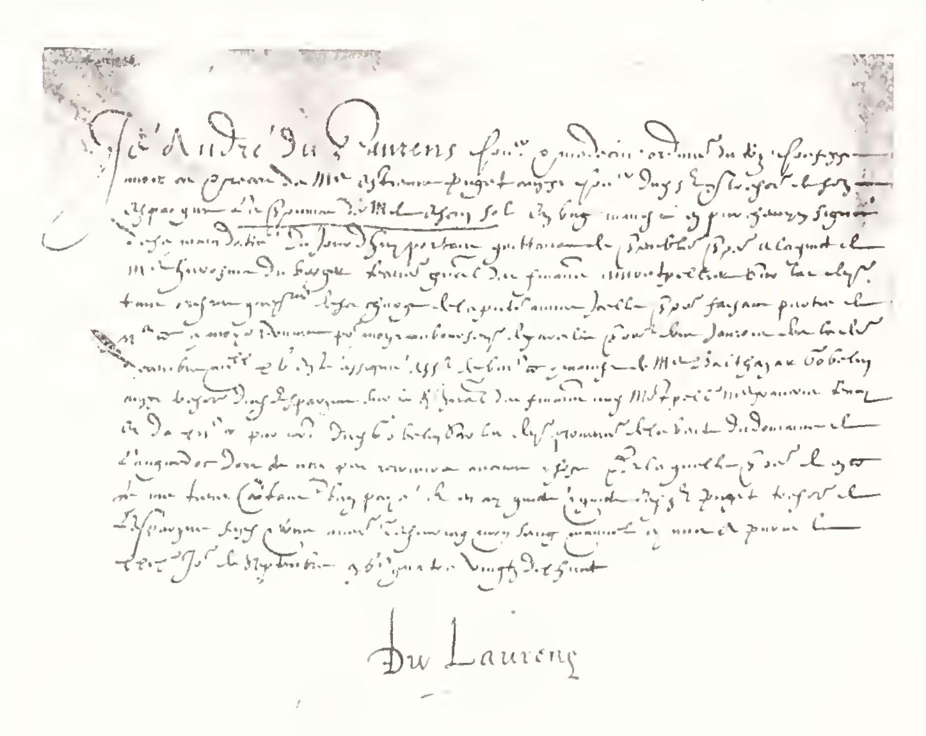
Der verstorbene Leibarzt hatte die Herzgrube einer schönen Dame vom Hofe, die ein wenig krank im Bett lag, abgetastet, und ließ nun seine Hand allmählich immer tiefer hinabgleiten. Als er an einer gewissen Stelle angekommen war, sagte das



Titelblatt der Ausgabe der Fabrica des Vesalius.
Von Boerhaave und Albinus / Stich von Jean Wandelaar.

Fräulein: »He! mein Herr! Was macht Ihr da?« Die sonderbare Entschuldigung des Arztes lautete: »Ich glaubte, Ihr wäret wie die Kühe meiner Heimat, die die Brustwarzen zwischen den Schenkeln haben.« Die Moral, weshalb die Weiber in solchen Fällen die Finger wegstoßen, zieht der Dichter noch unterstrichen, weil die Hand nicht das sei, was dort hingehöre.

Zitiert nach »Das Aeskulapische Dekameron«.



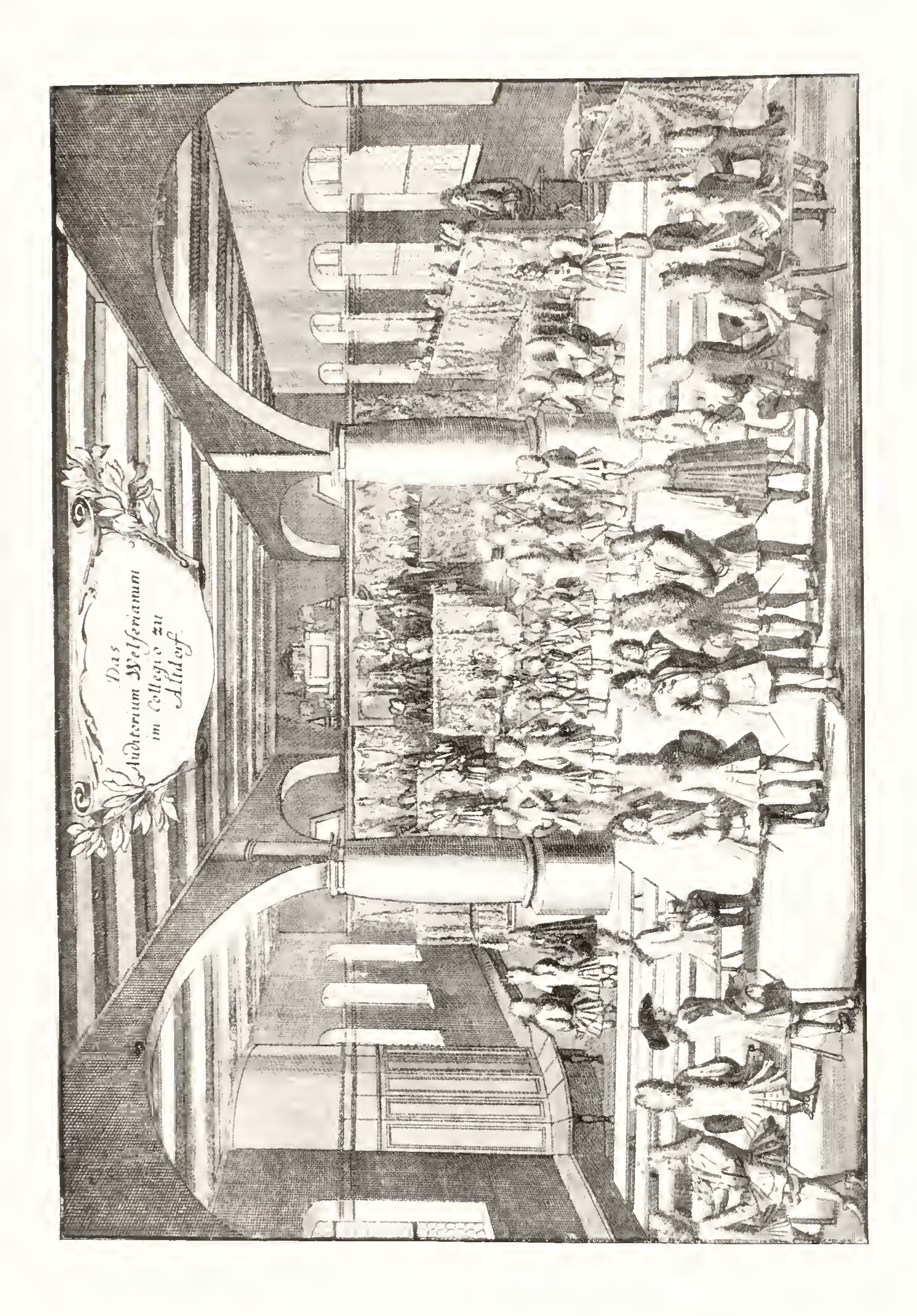
Du Laurens

Durch alle Anekdotenbücher schleppt sich das Pendant zu diesem Vorfall.

Der Leibarzt Karl des Fünften wollte unter der Bettdecke den Puls des Kaisers fühlen; er kam dabei an die falsche Stelle, was der Kaiser in spanischer Grandezza mit den Worten quittierte: »Hoc est membrum meum romano-caesareum«.

Der Ductus pancreaticus und Moritz Hofmann, Wirsung, Thomas Bartholinus und Riolan

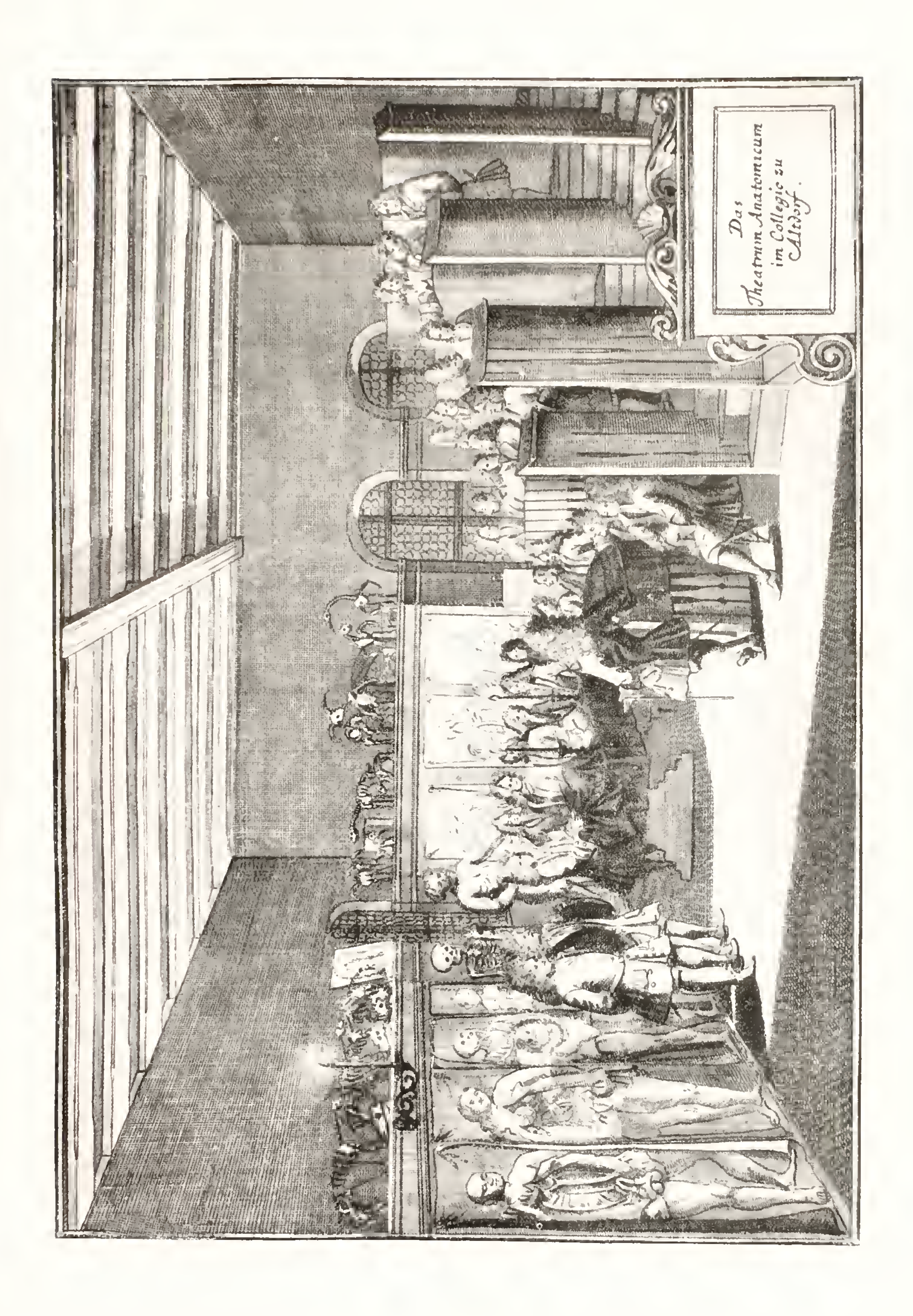
Moritz Hofmann, der Altdorfer Anatom und bekannte Gegner Harveys, 1622 bis 1698, entdeckte als Erster in Padua an einem Calecuteschen Hahn den pankreatischen Gang, und zeigte den Befund seinem Hauswirte, dem Anatom Wirsung, der seinerseits wieder Prosektor bei Johann Weßling war. Der Zulauf


Das
Auditorium Welserianum
im Collegio zu
Altdorf

zu den Vorlesungen dieses Anatomen war so gewaltig, daß einmal sogar das ganze Auditorium unter dieser gelehrten Last zusammenbrach. Wirsung selbst nutzte diese Demonstration heimlich in der Weise aus, daß er den Gang beim Menschen feststellte und das Präparat wiederum nicht seinem Chef, sondern dem Thomas Bartholinus zeigte. Bartholinus war in Padua damals Schüler von Weßling und schon als Student Consiliarius der deutschen Nation. Diesem gegenüber gab er sich als Entdecker des Ganges aus, ohne Hofmann zu erwähnen. Nun schickte er in Form eines Briefes den Befund, zu dem eine Radierung gemacht war, an den berühmten Anatom und bedeutendsten Gegner Harveys, den Jean Riolan (Occasio inventi novi ductus pancreatici a clarissimo Virsungio Epistola ad Joh. Riolan [Padavia 1643]). Man kann sich die Entrüstung des Hofmann vorstellen. Kurze Zeit darauf wurde Wirsung von einem Dalmatiner erstochen. Moritz Hofmann war diese Sache offenbar sehr nahe gegangen, das sieht man daraus, daß er testamentarisch anordnete, daß der Lehrer der Zergliederungskunst an der Universität Altdorf jedesmal einen Gulden zu einem Glase Wein bekommen sollte, wenn er den von ihm entdeckten Gang den Studenten zeigte (Merkwürdigkeiten der Städte Nürnberg und Altdorf, Seite 604). Die Universität übernahm gleichfalls den Jahrestag der Entdeckung, den sie durch ein Fest jedesmal feierte (Cannstadt, Jahresberichte 1850, II, pag. 6).

Guy Patin

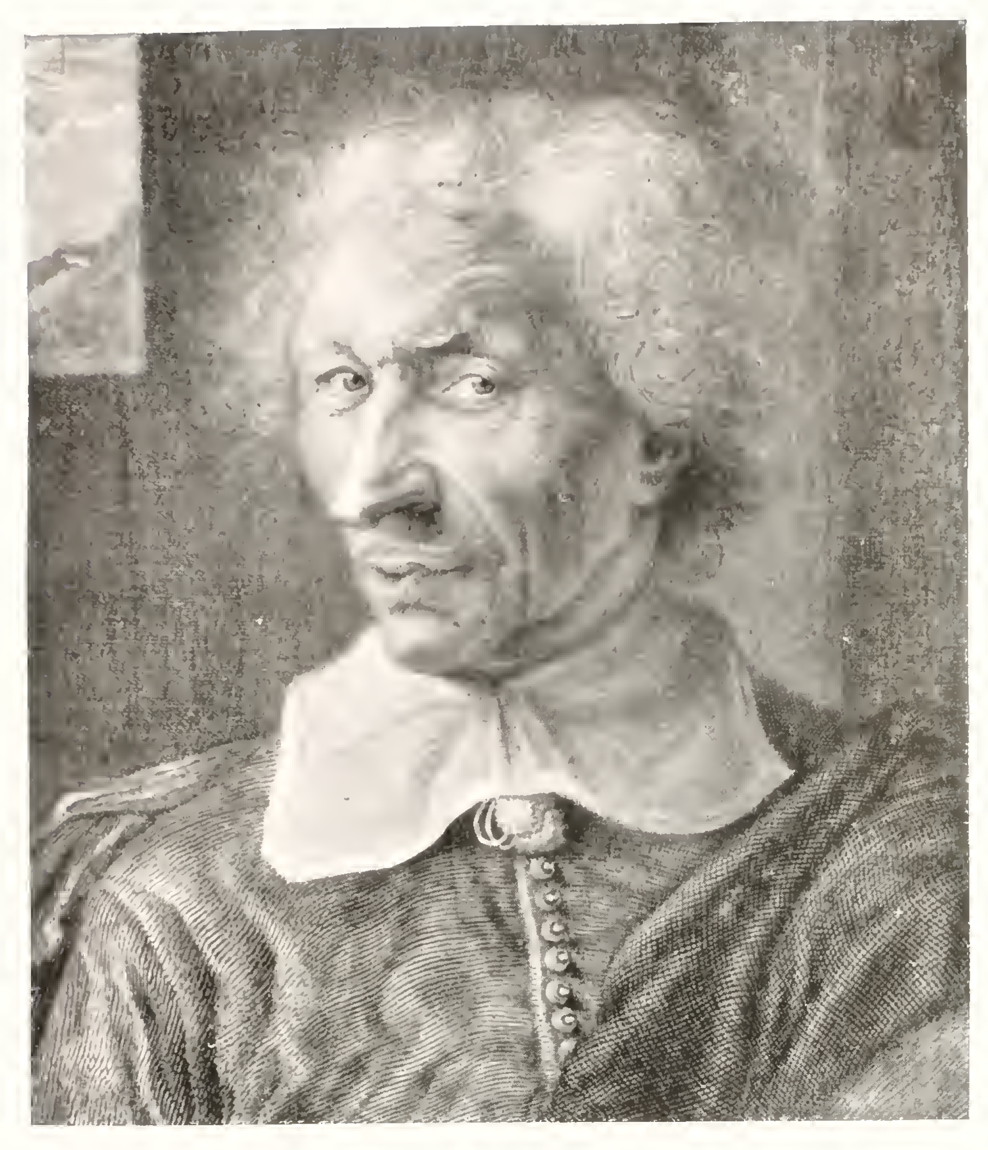
1601 bis 1672, war einer der berühmtesten Lehrer der Pariser Universität, Nachfolger von Riolan am Collège Royal. Er war der erbittertste Gegner des Paracelsus und der Chemiatiker überhaupt, und unternahm vor allem einen Kampf bis aufs Messer und mit allen Mitteln gegen das damals so beliebte Antimon. In einem »Martyrologe de l'Antimone« gab er ein Verzeichnis der Opfer dieses Heilmittels. Er selbst war ein therapeutischer Sonderling und beschränkte seine ganze therapeutische Encheirese auf die drei berühmten »S«. Er hieß der Doktor mit den drei »S«, Saigner, Le séné oder la tisane de Son (Aderlassen beliebte er auch bei Säuglingen anzuwenden), Sennapräparate und Kleienaufguß. Sein Hauptgegner war Theo-


Das
Theatrum Anatomicum
im Collegio zu
Altdorf.



Guy Patin.
Gest. von R. Nanteuil.

phraste Renaudot, 1584 geboren. Neben seinen ärztlichen Qualitäten besaß dieser Arzt große organisatorische. — So vereinigte er zum Beispiel die Pariser Praktiker zu einer Gesellschaft: Chambre royal de médecins, welche unter seiner Führung namentlich die neuen chemischen Heilmittel propagierte. — Unter der Protektion Richelieus gründete er ferner die erste



Guido Patin.
Anton Masson ad vivum ping. et sculp. 1670.

politische Zeitung Frankreichs, die »Gazette de France«. Zahlreiche Pariser Wohltätigkeitsanstalten verdanken ihm seine Gründung, wie er überhaupt einer der größten Wohltäter der Armen war. Eines Tages erschien in der Gazette folgendes Epigramm:

> Nos docteurs de la Faculté
> Aux malades parfois s'ils rendent la santé
> Ont besoin de l'apothicaire
> Mais Patin s'en dispence et plein de dignité
> Avec trois »S« les enterre.

Guy Patin rächte sich bitter und mit Erfolg an dem Kollegen und den »Gazetier«. Er erlangte vom Parlament einen Arrest,

welcher bei fünfhundert Livres Strafe dem Theophrast Renaudot verbot, in und um Paris zu praktizieren oder zu konsultieren.

Patin, dessen berühmte Lettres choisies 1692 voller witziger Einfälle sind, goß aber über sein Opfer Hekatomben übelriechender Jauche. »Singe de la médecine« und »fausse monnaie de notre profession«, sind noch liebenswürdige Schmeicheleien, die er dem »Cacophraste« beilegte. Sein Urteil über den berühmten van Helmont lautet ungefähr folgendermaßen:

»Es war ein böser flämischer Galgenstrick, der da vor wenigen Monaten tollwütig gestorben ist. Er hat nie in seinem Leben etwas Besonderes geleistet. Alles, was er tat, beobachtete ich. Nur chemische und empirische Geheimmittel erfüllten ihn, und um die Medizin umzustürzen, erklärte er sich zum Gegner des Aderlasses, wodurch er übrigens selbst phrenetisch gestorben ist.

Christoph Preibis

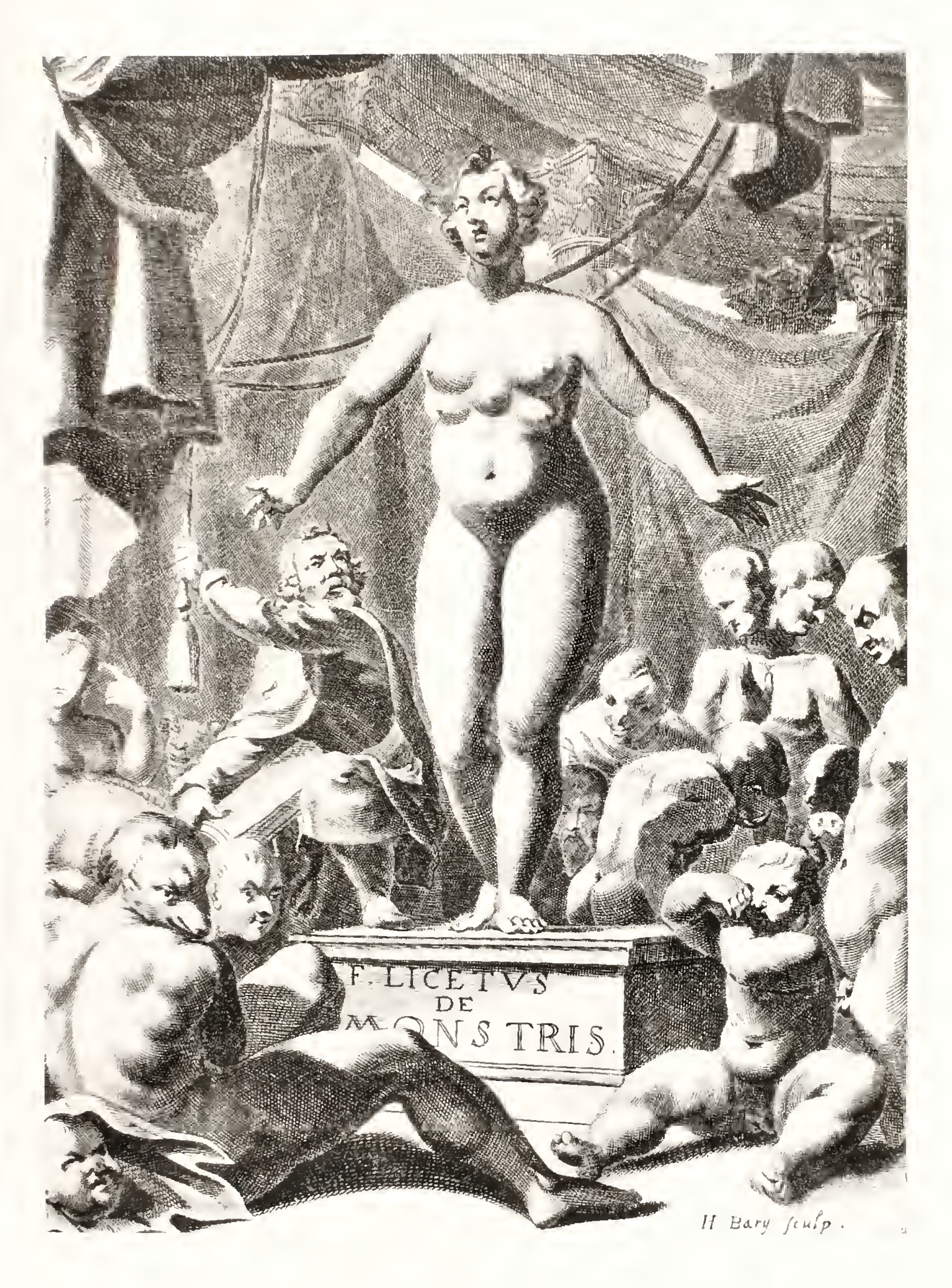
geboren 1580, studierte zuerst Medizin, wurde dann Ordinarius der Philosophie, um schließlich Jurist zu werden. Er starb 1651 als Rektor der Universität Leipzig. Auf seinem Epitaph ist dies in sonderbaren Worten geprägt:

»Hic primus exemplo docuit Rectores Lipsienses esse mortales« (an ihm sah man zuerst, daß die Rektoren zu Leipzig sterblich sind).

Fortunius Licetus

1577 in Rapallo geboren, 1657 gestorben; Physiker, Logiker und Mediziner in Pisa, Padua, Bologna. Gegner der Harveyschen Lehren (De motu sanguinis, 1647)

ist ein lebendiger Beweis gewesen, was aus ganz kleinen Kindern werden kann. Er wurde nämlich nur fünfeinhalb Zoll groß geboren. Sein Vater, ein Arzt, brachte das handlange Söhnchen nach Rapallo, um von den dortigen Ärzten die Lebensfähigkeit dieses Embryonen prüfen zu lassen. Es wird berichtet, daß Licetus' Vater nach dem Vorbilde, wie man in Ägypten mit dem Ausbrüten junger Hühner verfährt, das Söhnchen in einen besonders dazu verfertigten Ofen setzte, in dem die Gleichförmigkeit der Hitze durch einen Thermometer kontrolliert wurde. Leider hat der Vater die ganze Größe seines Erfolges nicht erleben können, denn das Söhnchen erreichte das achtzigste Lebensjahr. Das wäre ja nicht



Fortunius Licetus.
Titelblatt seines Buches de Monstris.



so schlimm gewesen, als daß er in dieser Zeit achtzig verschiedene Bücher schrieb. Ich selbst habe mich nur der schwierigen Aufgabe unterziehen müssen, mich durch seine von Aberglauben und mystischen und sensationslustigen Entgleisungen volle Geschichte der Monstren durchzuwinden. Mit neunzehn Jahren schrieb er sein erstes Buch »Die Gono-psychanthropologia«, ein in Anbetracht der Körperkürze des Autors lange geratenes Wort.

William Harvey

am 2. April 1578 zu Folkestone geboren, starb 1657.

Dort, an der Südküste Englands, mit dem Gesichte nach dem Kanal gerichtet, steht sein großes ehernes Standbild. In der



William Harvey.

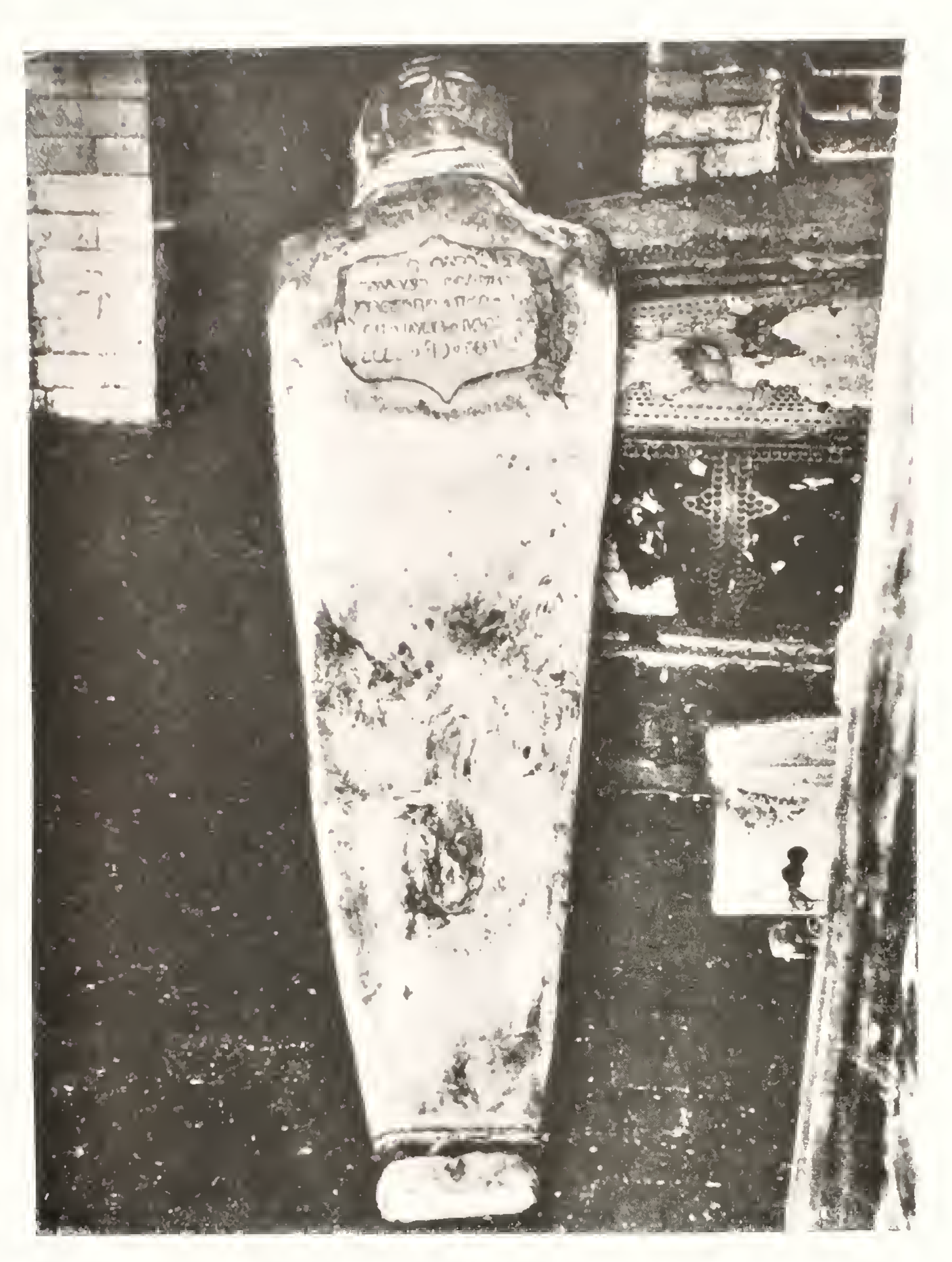
einen Hand hält er ein Herz, mit der anderen betastet er die Stelle, wo sein eigenes klopft. Er starb am 3. Juni 1657. — Zwei unsterbliche Schriften bedeuten seinen Weltruf: »Exercitatio anatomica de motu cordis et sanguinis in animalibus« (Frankfurt am Main 1628) und »Exercitationes de generatione animalium«. — 1598 war Harvey Schüler des Fabrizius ab Aqua pendente. 1604 ließ er sich als Arzt in London nieder und wurde 1609 Arzt am berühmten Sankt Bartholomews Hospital, welches

1123 gegründet, auf eine achthundertjährige, ununterbrochene, ersprießliche Tätigkeit zurückblicken kann. 1615 wurde er im Royal College Professor der Anatomie und erregte Aufsehen durch seine Vorlesungen über Herz- und Blutbewegungen. Er ist der Entdecker des großen Kreislaufs, während vielleicht über den kleinen Kreislauf Frühere, zum Beispiel Serveto, Colombo, Cesalpini richtigere Vorstellungen hatten. Durch den Krieg verarmt, verbrachte er die letzte Zeit seines Lebens in wissenschaftlicher Arbeit, ohne die Entdeckung des Kapillarkreislaufs durch Malpighi (1661) und damit die Bestätigung seiner Lehre erlebt zu haben.

Harvey litt an zunehmender Schwäche seiner Augen. Als er eines Morgens länger als gewöhnlich im Bette lag, weckte ihn sein alter Diener, er möge aufstehen, es sei heller Tag. Harvey wollte es nicht glauben, da es stockfinster sei. Nachdem er sich aber an der Wärme der Sonne auf seiner Bettdecke von seiner völligen Erblindung überzeugt hatte, ließ er sich aus seiner Studierstube ein gewisses Fläschchen holen, das er leerte. In einer Stunde fühlte er auch nichts mehr.

Fabricius Hildanus

Eigentlich Wilhelm Fabry, 1560 in Hilden bei Düsseldorf geboren. Als sein Vater, ein Gerichtsschreiber, gestorben war, mußte er schon im dreizehnten Lebensjahre die Kölner Schule verlassen. Seine Kenntnis klassischer Sprachen spricht aber dafür, daß er sich weiterbilden konnte; er wandte sich mit sechzehn Jahren der Wundarznei zu. — Er kam zu einem Wundarzte in Neuß in die Lehre bis 1580. Dann wurde er Gehilfe des Leibbarbiers und Chirurgen des Herzogs Wilhelm zu Jülich-Cleve-Berg, desselben edlen und liberalen Fürsten, der Johann Weyer, den Hexenweyer, zum Leibarzt ernannt hatte. 1591 siedelte er wieder nach Köln über, um an der dortigen Hochschule die Vorlesungen des Anatomen Manilius zu besuchen. In den folgenden Jahren wechselte er seinen Aufenthalt mehrfach, um in Peterlingen im Kanton Waadt Stadtarzt zu werden. 1614 wurde er vom Rat der Republik als Stadtarzt nach Bern berufen. Sein Ruf als berühmter Chirurg führte ihn zu dauernden ärztlichen Wanderungen und Konsultationsreisen. Er war der deutsche



Doctor William Harvey
deceased the 3 of june 1657 aged 79 jears.

Paré des siebzehnten Jahrhunderts. Seine bemerkenswerten Publikationen erlebten häufigen Nachdruck. Sein Eheweib, die Genferin Maria Colinet, war gleichfalls besonders tüchtig. Nicht allein, daß sie ihm acht Kinder gebar, half sie ihm auch in seiner chirurgischen Praxis, behandelte während seiner Abwesenheit Knochenbrüche und war selbst eine anerkannte Geburtshelferin.

Fabricius Hildanus behandelte einst einen Kranken, dem ein eiserner Splitter in das Auge gekommen war. Er wendete mancherlei Mittel vergeblich an und versuchte verschiedene Instru=

mente, um ihn herauszuziehen. Aber der Eisensplitter war so fein, daß man ihn mit keinem Instrument fassen konnte. Das Auge war heftig entzündet, der Kranke geriet in Gefahr. Die Frau des Arztes lächelte über ihres Mannes Verlegenheit und erbot sich, mit ihm eine Wette anzustellen; sie wolle den Kranken geschwind heilen; sie überträfe ihn, den wegen seiner Kunst allgemein geschätzten Wundarzt weit an Geschicklichkeit, sie wisse ein Mittel, um den fatalen Splitter herauszuziehen. Fabriz Hildan, der diesen Fall selbst beschreibt, erstaunte über ihr Versprechen. So wenig er seiner Frau zutrauen konnte, daß sie in seinem Fach mehr wissen solle als er, so entschloß er sich doch, bei ihr diesmal in die Schule zu gehen. Er nahm sie mit zu dem Kranken, dessen Zustand nun weit bedenklicher war als vorher. Die neue Ärztin war ohne alle Verlegenheit, sie ersuchte ihren Mann, das Auge zu öffnen, und so viel als möglich die Augenlider voneinander zu halten. Hierauf zog sie einen wohlarmierten Magnet aus der Tasche und führte ihn so nah als möglich an der Oberfläche des Auges von der einen Seite zur anderen herum. In wenig Augenblicken sah man den Splitter gegen den Magnet zufliegen.

Vademekum für Ärzte, Stuttgart 1839. (1874 Erfindung des Elektromagneten zur Extraktion der Eisensplitter durch Mac Klown.)

René Descartes (Cartesius)

René Descartes (Cartesius) zu Lahaye in der Touraine 1596 geboren, starb 1650 in Stockholm. Er gilt als Bahnbrecher der dogmatischen Richtung in der Philosophie und überhaupt als Vater der neueren Philosophie. In seinem synthetischen und analytischen Verfahren zog er auch die Medizin und namentlich physiologische und pathologische Probleme derselben in den Kreis seiner Betrachtungen. Er war wie aus seinem Briefwechsel mit Joh. Beverovicius hervorgeht, ein bedingter Anhänger Harveys. Sein Hauptwerk die »Principia Philosophiae«, Amsterdam 1644.

Wahlspruch: Bene qui latuit bene vixit.

Nur der, der im Verborgenen lebt, lebt glücklich, und das Wort des Seneca: Illi mors gravis incubat, qui notus nimis omnibus ignotus moritur sibi; oder: Dem nur wird das Sterben schwer, der allen anderen bekannt, sich selbst aber unbekannt stirbt.



Fabrici, tuam per Orbem Scripta ſundunt gloriam, Tu quibus divinitatem tam probè pinxti tui
Affatim Coi magiſtri delibuta nectare, Ingeni, quàm picta vultus hæc refert Icon tuos
Carolus Sponius D: M:

Fabricius Hildanus.

Giorgio Baglivi

1669 (in Ragusa als Sohn eines Armeniers geboren) bis 1707, Rom, Hiatromechaniker.

Unter dem Einfluß von Descartes bildeten sich die Männer dieser Richtung: Santorius, Samboro, Lorenzo Bellini. Der geist=vollste unter diesen ist Baglivi.

Aphorismen von Baglivi

Wer gut diagnostiziert, heilt gut.

Die eitle Ruhmbegierde hat zu allen Zeiten die Ärzte genarrt und sie verleitet, Parteien zu bilden, anstatt daß sie einzig darauf denken sollten, neue Erscheinungen zu entdecken, welche die Geschichte der Krankheiten aufklären.

Zu keiner Zeit sind im Gebiete der Medizin soviel Bücher geschrieben worden als zu unserer, aber auch noch nie waren diese so arm an praktischer Beobachtung als in der jetzigen Zeit.

Das bloße Glänzen auf Akademien oder Besuchen von Bibliotheken, der Reichtum an Büchern, die man nicht liest, Mitglied gelehrter Gesellschaft zu sein, in allen Zeitschriften zu prangen, wird zur Linderung der Kranken nicht das mindeste beitragen.

Vater und Sohn

Der Vater Christian war geboren 1651 in Jüterbog und war Landphysikus von Wittenberg. Der Sohn Abraham wurde 1733 Professor der Anatomie und hat sich durch die Errichtung eines reichen anatomischen Museums dort Verdienste erworben.

Beide reisten nach Magdeburg. Am Wittenberger Stadttore sollten sie sich legitimieren. Kaum hatte der Soldat die Namen gehört, als er die Wache herausrief, die militärisch vor ihnen paradierte. Man fragte den Soldaten, wer denn die vornehmen Herren gewesen wären. »Gott der Vater und sein Sohn.«

Vademekum für Ärzte, Stuttgart 1839.

Robert Talbot – Tabor – Talbor

in Cambridge in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts geboren.

Sein Hauptverdienst, die Einführung einer Chinatinktur und eines Chinaextraktes; 1672 »Pyretologia or a rational account of the cause and cure of agues with their signes.« Auf diese Schrift hin wurde er derart von seinen Kollegen angegriffen, daß die Regierung ihm einen besonderen Schutzbrief geben mußte.

Robert Talbot – Tabor hat das Verdienst, in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, durch zweckmäßigere Anwendung und Zubereitung der Chinarinde in der Form einer Tinktur und

eines Extraktes mit Opiumzusatz in England und Frankreich dies nützliche Fiebermittel propagiert zu haben. Er zog sich die Feindschaft seiner Kollegen zu, und als er nach Frankreich zu dem am Wechselfieber erkrankten Sohne Ludwig des Vierzehnten berufen wurde, legten ihm die am Hofe versammelten Leibärzte des Königs zunächst die Frage vor, wie definiere er das Fieber? Der seines Erfolges sichere Arzt antwortete selbstbewußt: »Das Wechselfieber, meine Herren, ist eine Krankheit, welche ich zu heilen verstehe, Sie aber nicht.« Der Erfolg war wirklich dementsprechend. Die französische Regierung kaufte ihm sein Geheimmittel mit einer lebenslänglichen Pension ab und der König von England ernannte ihn zum Ritter.

Dieser Arzt, der im Laufe seines Lebens mehrfach den Namen änderte, war nicht frei von Scharlatanskünsten und Geheimniskrämereien. Für seine Unsterblichkeit sorgte er nach Art der Pharaonen durch eine von ihm selbst verfaßte prahlerische Grabschrift.

Dignissimus Dominus Talbor, alias Tabor, Eques auratus,
ac medicus singularis; unicus febrium malleus
Carolo II ac Ludovico XIV illi Britanniae huic
Galliae, Serenissimo Delphino, plurimisque principibus
nec non minorum gentium Ducibus ac Dominis probatissimus etc.

Ein Marktschreierzettel nach Art der alten vagierenden Ärzte, aber nur für posthumen Ruhm. Seltsam und originell.

Thomas Sydenham (1624 bis 1689)

Mit achtzehn Jahren zog er in den Krieg, stand 1642 auf Seite des Parlaments und brachte es bis zum Kapitän; ging dann zum medizinischen Studium nach Montpellier und ließ sich, graduiert, in Westminster als Arzt nieder. 1663 Mitglied des Londoner College of physicians. Schnell wuchs seine Anerkennung als Arzt, die an Vergöttlichung streift. Er galt als englischer Hippokrates. Bei seinem Tode wurde er in der Westminsterabtei begraben. Sein vom College 1810 restauriertes Grab trägt die Inschrift »medicus in omne aevum nobilis«. Sydenhams Ruhm ist, die Türe des Mittelalters verschlossen zu haben. Er kann als Begründer der modernen Therapie angesehen werden. Als Feind aller Theo-

rien und geschlossener Systeme hat er auch schriftstellerisch wenig geleistet. Seine Monographien wurden ihm von seinen Freunden abgerungen. Selbst Autographen des großen Arztes gehören zu den größten Seltenheiten.

Geist und Menschenverstand mehr noch wie Gelehrsamkeit und Buchweisheit haben diesen Mann zum größten Arzte seiner



Zeit gemacht. Darüber wundert sich schon sein Freund Richard Blackmore. Als dieser eines Tages Sydenham fragte, durch welche Bücher er sich am besten für die ärztliche Praxis vorbereiten könne, gab Sydenham die Antwort, die Blackmore offenbar nicht ganz richtig dem tieferen Sinne nach verstanden hat: »Lies den Don Quichote, das ist der Beste, den les ich selbst noch oft.«

Bekannt ist auch sein Ausspruch, daß für die öffentliche Gesundheit einer Stadt die Anwesenheit eines guten Clown besser sei, als die Ankunft von zwanzig mit Arzneien beladenen Eseln.



Jacques Moulin (nicht du Moulin)

1666 bis 1755: guter Praktiker seiner Zeit, ohne wissenschaftliche Verdienste.

Moulin wurde nach einigen glücklichen Kuren am Hofe Ludwig des Vierzehnten auch dessen Leibarzt und rettete ihm bei Metz angeblich das Leben durch einen Aderlaß. Dann aber verlangte Moulin, daß Ludwig sich zu seiner Erholung nach Ver-

sailles zurückzöge. Ludwig folgte dem Rate nicht, sondern begab sich wieder auf den Kriegsschauplatz. Ludwig machte später seinem Arzte Vorwürfe. »Wäre ich Eurem Rate gefolgt, Moulin, so hätte ich nicht Freiburg erobert.« - »Sire«, antwortete Moulin, »es war mir weniger um Eurer Majestät Gloire als um die Gesundheit des Königs zu tun.«

Der Arzt, eine medizinische Wochenschrift, 1761.

Martin Luther und der Blasenstein

Luther litt seit seinem fünfzigsten Lebensjahr an Steinschmerzen. 1537 befand er sich in übelster körperlicher Lage in Schmalkalden. Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Melanchthon waren um ihn besorgt. Unzufrieden mit der ärztlichen Behandlung, ebenso wie mit Philipp Melanchthons »heilsamer schwärmerischen Astrologie«, verlangte er aus des Teufels Herberge weg und reiste auch trotz aller ärztlicher Ermahnungen im Wagen des Kurfürsten am 26. Februar ab mit einem Begleitbrief an Dr. Sturm, der ihn in Weimar festhalten solle. In Tambach ließ sich Luther kalte Erbsen und Bratbücklinge geben, was ihm so gut bekam, daß er noch in selbiger Nacht den (wohl eingeklemmten) Stein verlor. Die Nachricht erweckte in Schmalkalden natürlich große Freude. Luther selbst schrieb zu Tambach an die Wand seines Zimmers noch in derselben Nacht:

»Tambach ist mein Phanuel, daselbst ist mir der Herr erschienen.«

Es war wohl weder Tambach noch das Frühstück von Erbsen und Bücklingen, sondern die ärztlicherseits so verbotene Wagenfahrt, die geholfen und den Stein mobilisiert hatte.

Achtzehntes Jahrhundert

Hermann Boerhaave

1668 als Predigersohn bei Leyden geboren, wandte sich zunächst der Theologie zu. Als Doktor der Philosophie suchte er durch Stundengeben die verarmte Familie zu ernähren. Nebenher studierte er für sich Medizin durch Bearbeitung der bedeutendsten Schriftsteller von Hippokrates an bis Sydenham. Vielleicht wurde er auch in diesen Studien durch einen Bruder, der Medizin studierte, merkwürdigerweise aber dann zur Theologie wieder überging, unterstützt.

Boerhaave wandte sich in der Folge ganz der Medizin zu, nachdem sein Interesse für Spinoza ihm den Boden für die theologische Laufbahn unterminiert hatte. Bald verfaßte Boerhaave zwei medizinische Werke (Institutiones [1708] und die Aphorismae [1709]), welche seinen Weltruf begründeten. Als Boerhaave nach einem erfolgreichen Leben 1738 starb, setzte ihm die Stadt Leyden ein Denkmal mit der Inschrift: »Salutifero Boerhaavii genio sacrum« und darunter den Wahlspruch des großen Arztes: »Simplex sigillum veri«.

Als Lehrer beherrschte Boerhaave durch seine Schüler Haller, van Swieten, de Haen, Gaubius die nachfolgende Zeit. So konnte ihn Haller mit Recht nennen: «Magnus ille medicorum universae Europae praeceptor«. Das hinterlassene Vermögen aus ärztlichem Berufe wurde auf über zwei Millionen Gulden geschätzt; ein nicht zu verkennender Gradmesser seiner ärztlichen Bedeutung.

Über diesen Mann, dessen große Persönlichkeit der entscheidende Faktor seiner rein ärztlichen Erfolge war, kursierten schon zur Zeit seines Lebens Anekdoten. Die Durchsicht dieser läßt aber erkennen, daß sie in keiner Weise einen Rückschluß zulassen auf den Geist dieses Mannes.

Ein Geisteskranker bildete sich fest ein, daß er sein Wasser nicht lassen könne, und sagte, das sei auch ein großes Glück, denn er würde sonst die Stadt überschwemmen. – Boerhaave wurde zu dem Kranken gerufen und befreite ihn durch List von

seiner Wahnidee. Er sagte ihm, daß eine Feuersbrunst entstanden sei, und beschwor ihn, doch schnell, um die Stadt zu retten, sein Wasser zu lassen. Der Kranke tat das und fühlte sich nun so wohl und erleichtert, daß man in Zukunft nicht mehr zu solchen Mitteln zu greifen brauchte*).

Dem Sinne nach entspricht diese Geschichte der antiken Erzählung, die man einem Arzte Philodotus (?) zuspricht. Einen Geisteskranken, der da wütete, daß er keinen Kopf habe, heilte er dadurch, daß er ihn eine bleierne Kopfbedeckung tragen ließ. Nun wußte er, daß er einen habe.

Unter Boerhaaves Nachlaß fand sich ein großes Buch in Folio, welches versiegelt war und worauf geschrieben stand, daß es alle Geheimnisse der Arzeneikunst enthielte. Ein Engländer ersteigerte es für eine große Summe Geldes, und da er es eröffnete, fand sich nur ein einziges geschriebenes Blatt darin, auf welchem sich die Worte befanden:

»Den Kopf halt kalt, die Füße warm,
Und pfropf nicht allzusehr den Darm.«

Medizinisches Vademekum, Leipzig 1795.

Boerhaave soll öfters seinen Zuhörern folgende Anekdote erzählt haben: »Ein alter deutscher Fürst wurde äußerst schwach und kraftlos. Man riet ihm, zwischen zwei gleich schönen und klugen Mädchen zu liegen. Dies hatte einen so guten Einfluß auf seine Gesundheit, daß man aus einer gewissen Ursache

*) Nach »Anekdoten von Gelehrten und Kuriositäten der Literatur«. (Bibliothek des Frohsinns. Herausgegeben von J. M. Braun. Zweite Sektion.) Zwei Bändchen. Seite 91. Stuttgart 1839.

Hübscher erfunden ist, als diese Anleihe aus Rabelais, die folgende, aus dem »Simplizissimus« stammende Geschichte: In der Irrenanstalt zu X. befand sich ein Chemiker, der ein leidenschaftlicher Kartenspieler war und zu der fixen Idee gekommen ist, er sei der grüne Wenzel und werde nun ständig vom Eichenwenzel gestochen. Der Direktor und die übrigen Ärzte wissen keinen Rat, wie der Kranke von seinem Wahn befreit werden könne. Endlich kommt dem jüngsten Assistenzarzt ein Einfall. Als der Kranke wieder einmal seine Furcht vor dem Eichenwenzel äußerte, klopft ihm der Arzt auf die Schulter und sagt treuherzig-harmlos: »Aber, was wollen Sie, mein Lieber, der Eichenwenzel kann Sie doch gar nicht stechen, der liegt ja im Skat!« Der »Grüne Wenzel« war geheilt.

Siehe »Lieber Simplizissimus«. Dritte Folge. Kleine Bibliothek Langen. Band 76, Seite 40. München 1905.



Hermann Boerhaave.
Nach einem Gemälde von Mandelaar.

dieses Mittel wieder beiseite setzen mußte. Gerade so führten die Hofleute dem König David ein junges, gesundes und schönes Mädchen zu, um bei dem Greis zu liegen, ihn zu erwärmen und neu zu beleben . . . Unser Körper ist vollkommen porös. Tausend einsaugende Gefäße öffnen sich auf seiner Oberfläche. Alles,



Denkmal Boerhaaves in der St. Peterkirche von Leyden.



Johann Georg Zimmermann.

was ihn umgibt, befördert entweder seine Gesundheit oder enthält den Keim zu seiner Zerstörung. Es ist demnach nicht einerlei, ob eine gesunde oder kränkliche Frau dauernd an unserer Seite liegt.«

Vademekum für Ärzte, Stuttgart 1839.

Diese naiven Anschauungen einer phantasiereichen Volksbelehrung erhielten Nahrung aus Erzählungen, die aus dem Altertum stammen, sich aber bei näherer Besichtigung als Schwindel herausstellen.

Boerhaave und Joh. Georg Zimmermann

In meine Ausgabe der Aphorismen Boerhaaves schrieb der damalige Besitzer des Buches Joh. Georg Zimmermann, der bekannte Leibarzt Friedrich des Großen und der Katharina der Zweiten, auch Verfasser eines früher berühmten Werkes »Über die Einsamkeit«, folgende Verse, als er in Göttingen studierte:

Esculape en ces jours, sur le Sacré vallon
Aportoit cet Ecrit à l'astre de Lumière
Divin Père, dit-il, écoute ma prière
Lis ces fameux ecrits, et dis moi la raison
Pourquoi la Terre en est si fière?

Aussitot Apollon:
Sur ces doctes cahiers jette un oeil radieux
N'admire pas, mon fils, repond-il de ce livre
Que les mortels soyent glorieux
Admire qu'on le lit, et qu'on cesse de vivre.

Albrecht von Haller – Casanova

Haller wurde 1708 zu Bern geboren, schon mit fünfzehn Jahren Student in Tübingen. Dann in Leyden unter Albinus und Boerhaave. Von dort nach London, von dort nach Paris, bei Winslow arbeitend, dann wieder nach Zürich, um bei Jessner höhere Mathematik zu studieren. Auf der langen Suche nach einer geeigneten Professur füllte er die freie Zeit mit poetischen Versuchen. Seine schweizerischen Gedichte riefen in Europa Bewunderung hervor. Endlich ging er 1736 als Professor der Anatomie, Chirurgie und Botanik nach Göttingen, wo er bis 1753 eine ungewöhnlich produktive literarische Tätigkeit ausübte. Dann kehrte er in die Schweiz zurück.

Casanova, dessen Memoiren in vieler Beziehung als menschliches und kulturhistorisches Dokument von imponierender Größe sind, sammelte die Bekanntschaften seiner berühmten Zeitge-



Albrecht von Haller / Von Dunker.

nossen wie ein Herbarium vivum und wußte oft mit wenigen Strichen ein treffliches Bild ihrer Persönlichkeit zu zeichnen.

»Mein Empfehlungsschreiben an Haller stellte mich einem Manne von hohem Wuchse gegenüber, dessen Physiognomie den vollen Eindruck der Schönheit machte. Was Gastfreundschaft nur zu bieten pflegt, gewährte mir dieser große Gelehrte. So oft ich eine Frage an ihn tat, schloß er mir einen wissenschaftlichen Reichtum mit einer Bestimmtheit auf, die Bewunderung verdiente. Dies geschah auf eine so bescheidene Weise, daß ein Mensch, wie ich, sie leicht hätte übertrieben finden können. Seine Sitten zeichneten sich durch Lauterkeit aus. ‚Das beste Mittel, anderen Lehren zu geben, ist, durch eigenes Beispiel ihre Tüchtigkeit zu erhärten.' Hallers Tafel fand ich reich besetzt, ihn selbst aber mäßig. Sein einziges Getränk war Wasser; erst beim Nachtisch nahm er ein kleines Glas Likör zu sich, welches er in ein größeres voll Wasser goß. Von Boerhaave, dessen Lieblingsschüler er gewesen, erzählte er mir viel. Er hielt ihn nach Hippokrates für den größten Arzt und stellte ihn als Chirurg über diesen und über alle, die später gelebt. Das veranlaßte mich, ihn zu fragen, weshalb Boerhaave selbst kein hohes Alter erreicht habe? ‚Quia contra vim mortis, nullum est medicamen in hortis'.«

Nach dieser für einen so klugen Mann ziemlich dämlichen Frage möchten wir gern wissen, was nun der große Haller von Casanova gehalten hat.

Haller – Voltaire

Voltaire sprach sich eines Tages sehr günstig über den berühmten Haller aus. Da sagte einer der Zuhörer, diese Meinung ist umso schöner, als Haller über Sie das Schlechteste denkt und sagt. Voltaire erwiderte mit feinem Lächeln: »Vielleicht täuschen wir uns beide.«

Hallers Umriß der Physiologie

Als durch Tribolet Hallers Lehrbuch der Physiologie mit dem Titel »Umriß« ins Deutsche übersetzt war, ereiferte sich ein Universitätslehrer vom Katheter über die Hallersche Irrlehre der Reizbarkeit und meinte, nur der Titel des Buches sei richtig, denn durch solche Ansichten würde die ganze Arzneikunst umgerissen.



Gerard van Swieten

1700 zu Leyden geboren, starb 1772 in Wien. Schüler Boerhaaves. Als Leibarzt der Maria Theresia wurde er der Begründer der ersten Wiener Schule. Bei dem Tode des Gelehrten wurde ihm auf kaiserlichen Befehl im Universitätsgebäude ein Standbild gesetzt.

Monsieur

Je vous felicite sur l'heureux accouchement de Mad.e vostre Epouse; et je vous prie de le congratuler et louer de ma part, qu'elle veut bien estre mere entierement, en donnant le sein a ses deux aimables filles, au lieu de se servir d'une nourrice. J'ay decrie cet abus de toutes mes forces, mais on m'ecoute gueres. La mere dans le livre des Machabées pour exhorter son plus jeune fils, le fait souvenir, qu'elle luy avoit donné trois ans le sein. Comme Madame donne un si bon exemple, vous pourriez bien un peu precher vos ouailles sur ce sujet.

La gazette salutaire m'est connue, je les ay lu toutes a mesure qu'elles paroissent. Je ne vous la renvoye pas, pour vous epargner le port, mais si cela derange vostre collection, je manquera pas de vous la remettre, je la garde en attendant.

La mort de Mr Muschenbroeck a esté annoncée dans tous les gazettes, il a atteint le terme de la vie humaine, et a 70 ans on peut partir sans faire la grimace.

Comme homme d'estude je n'aime pas le bruit des armes, et je sens d'horreur pour tant d'effusion de sang. comme Citoyen je souhaite la paix, pourvu qu'elle soit un peu solide au moins. Jusques icy ils m'ont paru tant soit peu platrées. Peut estre que les evenements nous la procureront, comme je la desirerois.

mes complimens a la Dame accouchée, que je venere beaucoup sans la connoitre. Je suis avec toute estime

Monsieur

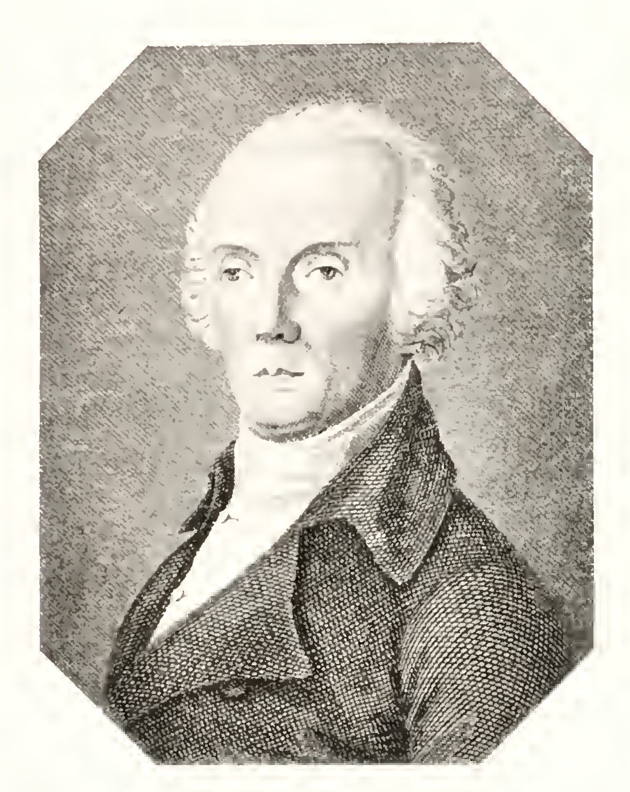
Vienne le 17 octobr.
1761.

vostre tres humble
et tres obeissant serviteur
Van Swieten.

van Swieten.

Von der Machtfülle einerseits und der Unnahbarkeit anderseits dieses großen Klinikers gibt eine Anekdote einen charakteristischen Beleg, welche auch die Beziehung des Holländers zu Maria Theresia beleuchtet. Ein junger Arzt hatte sich in Wien oft bei ihm um ein Amt gemeldet. – Swieten sagte: »Ich werde Sie rufen lassen, wenn der Staat Ihrer bedarf.« Der Arzt ging nicht wieder zu ihm. Nach sechs Jahren ließ er ihn plötzlich rufen und sagte: »Gestern ist der Arzt beim Krankenhause gestorben, die Kaiserin gibt Ihnen die Stelle, gehen Sie hin und treten Sie Ihr

Amt an. »Der Arzt stutzte und antwortete: »Die Gnade der Kaiserin rührt mich aufs tiefste, indes weiß ich, daß schon ein anderer den Dienst hat, heute früh hat der Doktor B. das Dekret selbst von Ihrer Majestät erhalten.«-»Scio tu eris,« fuhr Swieten erzürnt heraus, »abi.« Der Arzt ging nach Hause, ohne sich um sein Amt zu bekümmern. Nach vierundzwanzig Stunden ward er zu Swieten gerufen, der ihn also anredete: »Warum, Rebell, begibst du dich dem Befehle gemäß, den ich dir gestern gab,



Peter Frank.

nicht zu dem Amt, wozu dich deine Monarchin beruft? Zur Strafe wirst du zwei Tage in Arrest gehen, übermorgen trittst du aber bei Ungnade des Hofes den Dienst an, den ich dir gegeben habe.« Dem anderen Doktor war wirklich das Dekret schon abgenommen worden.

Johann Peter Frank

Johann Peter Frank wurde 1745 in der Nähe von Zweibrücken geboren. 1763 wurde er Doktor der Philosophie. Wie viele Ärzte, zunächst von den Eltern zum Theologen bestimmt, folgte er dem eigenen Wunsche und studierte in Heidelberg Medizin. 1772 Land=

der Kaiser hat mir die Aufsicht über das Medicinal-Collegium in der Oesterreichischen Lombardie und dem Herzogthum Mantova, zugleich auch jene über das Spital in Pavia sehr gnädigst 260 Kranken starck gegeben. Aus diesem wähle ich die Kranken zu meiner Klinik, und bin also blos mit dem practischen Theil unserer Wissenschaft beschäftigt, welches in Goettingen nicht ähnlich war. Meine Besoldung besteht in 3000 Kaisergulden nebst ganz freyem Quartier nebst Mobilien, sodann erhielt ich vor kurzem noch 100 Dukaten Zulage, welches nebst meinen vielen Consultationen in dasiger Gegend, eine ganz gute Einnahme macht. Dagegen ist es theurer dahier und anfänglich war mir die Lebensart etwas beschwerlich. Jetzt bin ich die Sache gewohnt und es geht mir nichts ab als mehr bey meinen Freunden zu seyn. Ihr wahrster Freund wird auch in Italien derselbe seyn und ich nenne Sie oft, sehr oft, mit Wärme und Hochachtung, vor meinen Schülern. Erhalten Sie mir, ich bitte Sie, auch in Italien Ihre alte Güte und Freundschaft, so wie ich nie aufhören werde der Ihrige zu seyn, so wie ich bin

Pavia d. 18. May 87. Euer Wohlgebohrn

gehorsamster Diener
Johann Peter Frank

physikus von Bruchsal. Hier gründete er ein Institut zur Ausbildung von Hebammen. 1779 erschien der erste Band seines Lebenswerkes, seiner »Medizinischen Polizei«. Über Göttingen, dessen Klima er nicht vertrug, ging er als Nachfolger Tissots nach Pavia, von dort 1795 nach Wien und wurde Direktor des Allgemeinen Krankenhauses und klinischer Professor. Hier führte er die pathologische Anatomie an der Universität ein. Wegen Mißliebigkeiten – er hatte in seiner »Medizinischen Polizei« das Priesterzölibat angegriffen – verließ er 1804 Wien und ging über Wilna nach Petersburg als Leibarzt Kaiser Alexanders und als Professor an der medizinisch-chirurgischen Akademie. Den Rest seines Lebens verbrachte er in Wien als angesehenster Konsiliarius.



Grabmonument Joannis Petri Frank in Wien.
(Von Leopold Kisling.)

Als junger Arzt wurde Frank zu einem neunzigjährigen Säufer gerufen, um Linderung gegen den schweren Hustenreiz zu geben. Frank riet ihm, wenigstens am Morgen nicht zu trinken. »Junger Geck,« fuhr ihn der Greis an, »wenn du neunzig Jahre Wasser gesoffen hast, dann wage es erst, den Wein einem Manne zu verbieten, der ihn bisher ohne Schaden getrunken hat.« Frank nahm sich diese Lehre zu Herzen und erzählte seine Abfuhr seinem achtzigjährigen Vater. »Merk dir's, Peter,« sagte der Vater, »und unternimm ferner es nicht, eine Krankheit zu heilen, die älter ist wie du selbst.«

Anekdoten und Biographien berühmter Ärzte. Eisenberg 1841.

Auf dem Sterbebette betrachtete er seine umstehenden acht behandelnden Ärzte, die noch über den Fall diskutierten. Da lächelte er noch einmal und sagte: »Mir fällt der französische Grenadier vom Schlachtfelde von Wagram ein, der von acht Kugeln durchbohrt dalag. Sapprament, rief er, acht Kugeln braucht man also, um einem französischen Grenadier das Leben zu nehmen.«

Medizinischer Anekdoten-Almanach, Jahr 1860, Coblenz, J. Hölscher.

Johann Peter Frank – Corvisart – Napoleon

Aus J. F. Osianders Reiseerinnerungen. Neue Zeitschrift für Geburtskunde. Zehnter Band. Berlin 1841.

J. F. Osiander, Sohn und Schüler des berühmten Göttinger Geburtshelfers Friedrich Benjamin Osiander (1759 bis 1822), war während des Wiener Kongresses dort Gesandtschaftsarzt. (Die Wiener medizinische Schule im Vormärz. Max Neuburger, Rikola-Verlag.)

Frank, mit schönem Kopf, sehr groß und stark und weißem Haar, gebogener Nase, in rötlich-seidenem Schlafrock, stattlich dasitzend, mit einer schwarzen eckigen Mütze das Haupt bedeckt, wird von Osiander redend eingeführt. Beim Einzuge der Franzosen in Wien (1809) hatte Frank mehrere Unterredungen mit dem großen Kaiser. Vorher hatte er auf seinen ausdrücklichen Befehl den Marschall Lannes, dem eine Kanonenkugel beide Beine zerschmettert hatte, seine allerdings vergebliche ärztliche Hilfe angedeihen lassen. Als er zum Kaiser gerufen wurde, habe dieser ihn über viele Dinge ausgefragt. Die Fragen

seien kurz, aber ineinandergreifend gewesen. »Haben Sie Kinder?«-»Ja, Sir, einen Sohn.«-»Ich weiß, man hat ihn mir gezeigt vor sieben Jahren. Sind Sie reich?«-»Wenn man Kinder hat, ist man nie reich.«-»Wo sind Sie geboren?«-»Auf dem linken Rheinufer bei Landau.« - »Demnach sind Sie mein Untertan. Treten Sie in meinen Dienst. Kommen Sie nach Paris, Sie werden dort gebildete Leute (des gens éclairés) treffen.« Über dies Anerbieten habe sich Frank so aufgeregt, daß er einen Podagraanfall bekommen habe. Während dieser Attacke ließ der Kaiser den siebzigjährigen Mann noch einmal zu sich kommen. Im Vorzimmer des kranken Kaisers traf er den Leibarzt Jwan, den er allerlei nach der Konstitution und Lebensart Napoleons fragte. Napoleon fand er nackt im Bade, der ihn wieder über vieles ausfragte, und so habe er über eine Stunde mit seinen entzündeten Füßen dastehen müssen. Frank fragte, »man behauptet, Majestät habe in Italien Blut gespien.« Er: »Nein, niemals. Man verbreite vieles über ihn, was nicht wahr sei. Er sei mager gewesen und habe an der Brust gelitten, das sei wahr. Jetzt sehen Sie aber, daß ich fett geworden bin,« dabei zeigte er ihm einen Flechtenausschlag auf seinem Rücken. Dann sei Napoleon endlich aus dem Bade gestiegen, in ein anderes Zimmer gegangen, wo er sich vor einem kleinen Spiegel, wie ihn etwa ein Leutnant brauche, rasierte. Offenbar war Napoleon mit Franks Leistungen sehr zufrieden. »Die Chirurgie blüht in Frankreich, aber die Medizin steht zurück. Wir können einen solchen Mann wie Sie gebrauchen.« Als wohl Frank erwiderte, er sei schon siebzig Jahre alt, meinte Napoleon, »das will nichts heißen, Sie können noch zwanzig Jahre leben«. Des Kaisers Plan scheiterte durch die eifersüchtige Intervention Corvisarts. Dieser habe sich Frank gegenüber auch ziemlich insolent benommen. «Was, Sie wollen wirklich in französische Dienste treten.«-»Oh, Sie kennen den alten Frank nicht. Sie sind zwar der erste Arzt des Kaisers mit dreißigtausend Francs, aber ich habe schon in Petersburg als Staatsrat zweiundvierzigtausend Rubel bezogen.« - »Nun, das will ich dem Kaiser berichten,« sagte Corvisart.

Joh. Barth. Ad. Beringer

in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Professor der Medizin und Naturwissenschaften an der Universität Würzburg,

Leibmedikus des Fürstbischofs von Würzburg, sammelte leidenschaftlich Naturalien und hatte das große Glück, in einer Sandgrube unglaubliche Reichtümer an Versteinerungen zu finden. Er beschrieb sie in einem gelehrten Werke mit prachtvollen Abbildungen: Lithographiae Wirceburgenses ducentis lapidum figuratorum a potiori insectiformium, prodigiosis imaginibus exornatae specimen etc. 1726. Als der letzte Bogen dieses Werkes unter der Presse war, erfuhr er, daß einer seiner Kollegen diese Petrefakten von einem Töpfer habe anfertigen lassen und sie immer am Abend vorher in die Grube gelegt hatte. Beringer scheint ein unverwüstlicher Optimist gewesen zu sein. Anstatt seine Blamage im Ofen zu verbrennen, gab er das Werk doch heraus – zum halben Ladenpreis – nachdem er im Schlußkapitel den Schwindel und seinen Reinfall bekannt gab unter der Warnung, an seinem Beispiel sich nicht durch Sammelwut zur Blindheit und Kritiklosigkeit verleiten zu lassen.

Raffael Steidele

1737 in Innsbruck geboren, in Wien Lehrer der theoretischen Geburtshilfe.

Osiander berichtet sehr amüsant über die Vorlesungen und Prüfungen, die Steidele im Wiener Universitätshause vor vierzig bis fünfzig Hebammenschülerinnen und dreißig Studenten abhielt. Unter anderem fragte er: »Was ist besser, wenn das Kind lang oder dick ist?« Der Student, an welchen die Frage gerichtet war, antwortete: »Lang.« Er: »Freili, long kann's sein, meinetwegen vier Ellen . . .« In der nächsten Stunde, welcher ich beiwohnte, rief Steidele einige Male: »Still, ruhig!« Er ließ die Tür verriegeln, weil einer der Zuhörer sich weggeschlichen hatte. Es war heute von der Nabelschnur die Rede, welche Steidele in seinem Tiroler Dialekt »de Noppelschnur« nannte. »Hom Se ni a Noppelschnur g'sehn, die lauter Knepf g'habt hat? Woher kommt's Pluut in d'Noppelschnur?« Daß der Druck auf diesen Teil gefährlich sei, machte er durch das Gleichnis deutlich: »Wenn ich auf an Schlauch tritt, lauft kein Wein in Keller.«–»Nach der Entbindung,« hieß es ein andermal, »soll man einen Umschlag mit Schmolz vor die Geschlechtsteile legen; auf den Bauch ein sechsfach gewärmtes Tuch. Sechs Stunden darnach soll alsdann

die Hebeamme die Wäsche wechseln, ohne mit ihren Röcken Wind zu machen, wenn sie die Wöchnerin anziehe.« – »Hot's Hunger, a Panadel; hot's Durst, ein überschlagenes Wasser.«

Simon André Tissot

Der berühmte Arzt wurde 1728 in Grancy im Waadtlande geboren, studierte in Genf und Montpellier und starb 1797 in Lausanne, nachdem er eine Zeitlang die medizinische Klinik ohne Erfolg in Pavia geleitet hatte. Er war ein vertrauter Freund von Haller und Zimmermann. Seine wissenschaftliche Bedeutung liegt auf dem Gebiete der medizinischen Volksbelehrung. Von seinen populär-medizinischen Schriften hat noch heute eine Bedeutung sein Werk über die Onanie und die Krankheiten der Gelehrten; Bücher, welche in alle Sprachen übersetzt wurden.

In dem Rededuell Tissot-Gibbon (berühmter englischer Geschichtschreiber) war offenbar der Arzt der Unterlegene, und der Historiker der Sieger. Wer es aber in Wirklichkeit war im Wettstreit um die Gunst der schönen Lady Elisabeth Foster, als diese in Lausanne sich aufhielt, habe ich nicht feststellen können.

Tissot ließ sich bei diesem Geplauder hinreißen, dem Historiker zu sagen: »Wenn Lady Foster von Ihren faden Süßigkeiten schwer erkrankt ist, werde ich sie wieder heilen.« Die Parade des Historiographen: »Wenn Mylady gestorben ist an Euren Vorschriften, lieber Doktor, werde ich sie unsterblich machen.«

Aus dem Anekdoten-Almanach vom Jahre 1811. K. Hichler, Berlin.

Tissot scheint nach der Übernahme der Klinik in Pavia nicht den Erwartungen entsprochen zu haben. Auch hatte er als Schweizer Schwierigkeiten.

Schweizerische Derbheit bezeichnete jede seiner Handlungen. Ein einziges Anekdötchen wird hiervon überzeugen. Eine gewisse fremde Dame war begierig, den berühmten Tissot kennen zu lernen. Sie begab sich also in seine Wohnung und ließ sich durch seinen Bedienten anmelden. Dieser führte sie auf Befehl seines Herrn einstweilen in die Küche, obwohl er als großer Herr logiert war und zwei Antichambres hatte. Die gute Dame wartete hier stehend eine ganze Stunde. Endlich fand sie, überdrüssig,

länger zu warten, den Mut, in das Zimmer zu treten. Hier sah sie, wie das Orakel von Lausanne, ganz allein und angekleidet, auf und ab spazierte. Der Anblick der Dame schien ihm befremdend und machte den Empfang etwas rauh. Allein das geistvolle Frauenzimmer wußte den Bären zu entwaffnen (!) und in einem Augenblick war er so sanft wie ein Lamm. »Das sehnliche Verlangen,« sagte sie, »den Mann kennen zu lernen, der so groß und berühmt ist, hat mir nicht verstattet, länger im Vorzimmer zu warten. Ich habe Ihr Avis au peuple, Ihre Abhandlungen über die Nerven gelesen. Schon damals, ehe ich Sie kannte, haben Sie mir Bewunderung und Verehrung abgenommen.« Bei so einnehmenden Tönen ging zusehends in den Gesichtszügen des Schweizers eine Veränderung vor: »Madame, wie ist es möglich, daß ein Frauenzimmer in Kenntnissen dieser Art so bewandert sein kann?« Die Dame merkte, daß er gerne Schmeicheleien hörte, allein sie hatte genug und sagte: »Monsieur, ich weiß, daß Ihnen jeder Augenblick kostbar und daß das Leben vieler Millionen Menschen davon abhängt. Ich will Ihre Geduld nicht mißbrauchen.« Sie entfernte sich im Triumphe, den Schweizer zum besten gehalten zu haben. Den Bedienten gab sie ein Trinkgeld mit den Worten: »Ein andermal seid höflicher mit den Damen, wenn es auch euer Herr nicht ist; gebt ihnen zum Warten einen Stuhl, zumal wenn ihr kranke Damen vor euch habt; ich konnte ja die Stunde stehen, weil ich gesund bin.«

Nach Onuphrius Polykarpus Strieglers Episteln über die kritische Perturbation des heutigen Arztenthums. 1786.

John H. Howard

1726 bei London geboren, 1790 gestorben, berühmter Philanthrop und Reformator des englischen Gefängniswesens. Er selbst kam auf einer Reise zur Besichtigung der Schäden des Lissaboner Erdbebens in französische Gefangenschaft. Die Erlebnisse im Brester Gefängnis gaben seinem Leben die Richtung.

Als der verdiente Howard die Gefängnisse und Hospitäler in Wien besuchte, wünschte Kaiser Joseph ihn zu sprechen. Howard wurde ihm vorgestellt, und der Kaiser fragte ihn, was er von den Gefängnissen seiner Hauptstadt hielte. Howard antwortete sehr freimütig, es seien die abscheulichsten Kerker, die er jemals gesehen hätte, und bat mit Wärme, man möchte doch den armen

Gefangenen gesunde Nahrung reichen lassen, ihnen Betten oder wenigstens Strohlager erlauben, und verbieten, daß die Wärter in Zukunft die Gefangenen an den Fußboden fesselten. Der Kaiser sagte, diese Bemerkungen fielen ihm aus dem Munde eines Engländers sehr auf, in dessen Vaterlande man Verbrecher



John Howard.

zu Dutzenden aufhänge, während in seinem Lande niemand hingerichtet, sondern nur lebenslänglich ins Gefängnis gesetzt würde. »Dies kann ich nicht leugnen,« versetzte Howard, »aber ich wollte mich lieber in England aufhängen lassen, als in Euer Majestät Kerker leben.« Der Kaiser drehte sich ärgerlich um und sagte zu den Umstehenden: »En vérité, ce petit anglois n'est pas flatteur.« (In Wahrheit, dieser kleine Engländer ist kein Schmeichler.)

William Hunter

der ältere Bruder von John Hunter, 1718 geboren, starb in London 1783. Er wurde bereits 1746 Professor der Anatomie und Sharpes Nachfolger. Seit 1750 gab er seine chirurgische Praxis auf und beschäftigte sich vorzugsweise mit Geburtshilfe und Gynäkologie. Seine großen Einkünfte aus der Praxis verwendete er fast ausschließlich zu wissenschaftlichen Zwecken für ein Museum und seine berühmte Münzsammlung. Sein Hauptwerk ist »Die Anatomie des schwangeren Uterus«, an dem er zwanzig Jahre arbeitete; in Birmingham 1774 als schönes Tafelwerk lateinisch und englisch erschienen (Decidua Hunteri). Sein berühmtes Museum ging später in den Besitz der Universität Glasgow über. Sein Bruder John verdankt ihm ganz seine wissenschaftliche Ausbildung.

Die Engländer liebten es nicht, sich anatomisieren zu lassen; selbst zum Tode verurteilte Verbrecher ließen sich nur durch Geldsummen bewegen, ihren Leichnam der Anatomie zu verkaufen. Es war eine verschärfte Verurteilung der Todesstrafe, wenn auf Ablieferung in die Anatomie erkannt wurde. So gab es in London die »Resurrections men«, gegen die viel geschrieben und gewettert wurde. Es waren das Leichenschlepper für die Anatomen und Chirurgen; das heißt Leute, die bei Nacht und Nebel die frisch begrabenen Leichen, trotz der Bewachung, stahlen. So hatte auch Hunter seinen »Spezial-Auferstehungsmann« und zwar den kühnsten der Verbrecher. Eines Tages wartete Hunter wieder auf eine versprochene Leiche. Statt seines Schleppers erschien dessen Eheweib und Gehilfin mit der Leiche ihres Mannes auf dem Buckel. Ihr Mann war beim Leichenfleddern von der Wache erschossen worden und seine geschäftstüchtige Frau übernahm die Firma unter Benutzung der Leiche des eigenen Mannes als Stammkapital.

Hunter bewies in seiner Todesstunde Fassung und Würde. Er wandte sich an seinen Freund Doktor Combe: »Wenn ich noch die Kraft hätte, die Feder zu halten, würde ich niederschreiben, was für ein leichtes, ja erfreuliches Ding es ist, zu sterben.«

Pettitgrew.



William Hunter.

John Hunter

1728 bis 1793. Jüngerer Bruder des William. Zunächst Anatom, Marinechirurg und später Generalinspektor der Hospitäler und Surgeon-Master der Armee. Zuletzt erster Chirurg des Sankt Georg Hospitals, in welchem er auch selbst plötzlich starb. Das Arbeitsfeld Johns war weiter als das Williams, insofern er auch vergleichende Anatomie trieb und namentlich experimentelle Pathologie. (Nach ihm benannt das Gubernaculum Hunteri, ferner die Primärsklerose, nach ihm als Hunterscher Schanker bezeichnet.)

Seine liebevolle Hingabe an Tiere war groß. Sir Home hat einige Anekdoten erzählt, um zu zeigen, zu was für Wagnisse ihn diese Leidenschaft verleitete.

Zwei Leoparden, welche in einem Hinterhaus angekettet gehalten wurden, hatten sich aus ihrer Gefangenschaft befreit und waren auf dem Hof zwischen ein paar Hunde gekommen, die sie sofort angriffen. – Das dadurch entstandene Geheul alarmierte die ganze Nachbarschaft; Hunter rannte in den Hof, um zu sehen, was los war, und fand den einen Leoparden im Begriff, die Mauer hinaufzuklettern, um zu fliehen, den anderen von den Hunden gestellt. Er bewältigte sofort beide und brachte sie in ihren Bau zurück. Aber sobald sie in Sicherheit waren und er Zeit hatte, über das Risiko seiner eigenen Lage nachzudenken, war er so erregt, daß er ohnmächtig wurde.

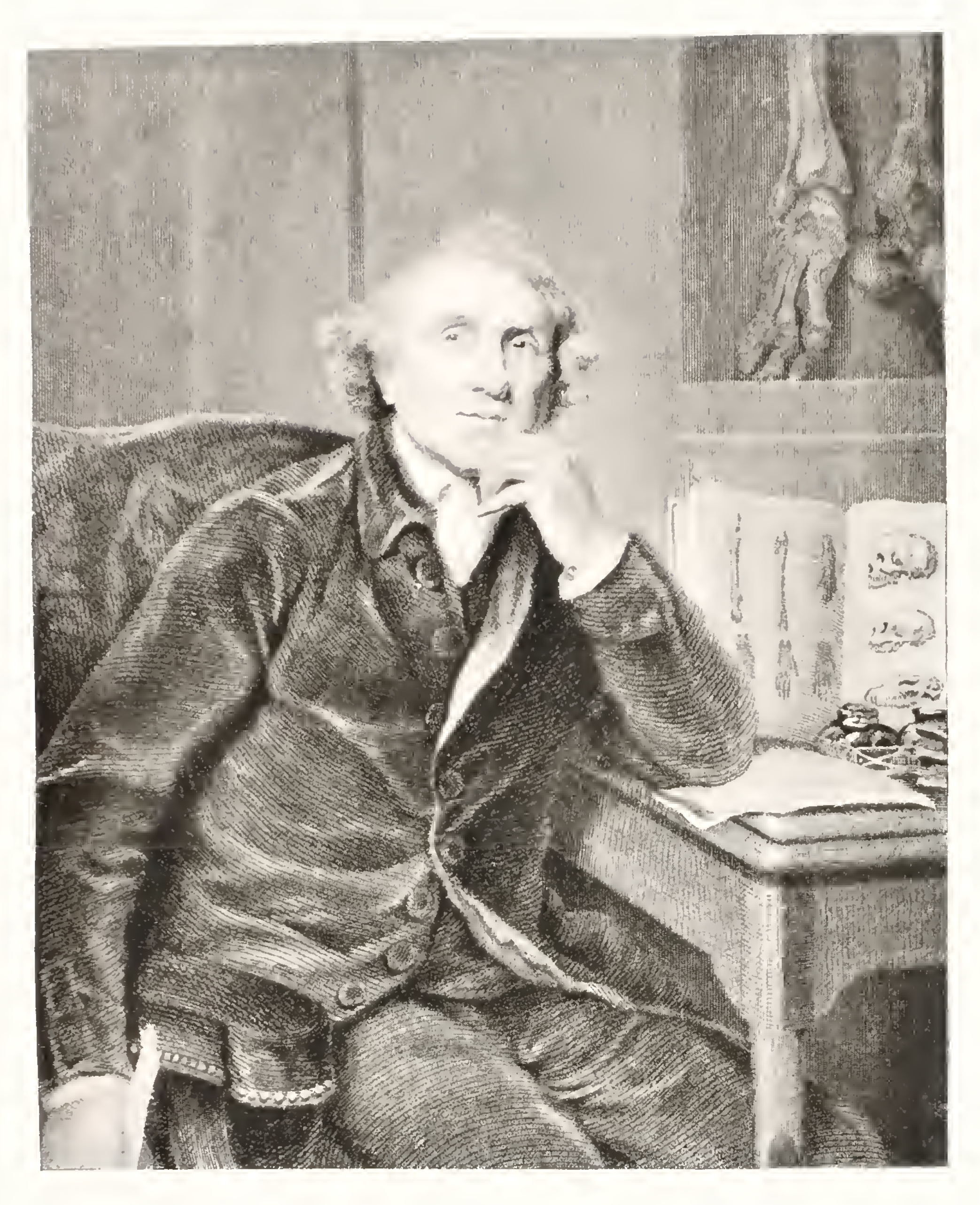
Die größte Vorliebe hatte er für wilde Tiere, und er besaß mehrere Bullen aus verschiedenen Weltteilen. Unter diesen war ein herrliches kleines Tier, das er von der Königin bekommen hatte. Mit diesem pflegte er aus Spielerei zu ringen und vergnügte sich bei des Tieres Angriffen mit seiner eigenen Verteidigung. Bei einem dieser Kämpfe überwältigte ihn der Stier, warf ihn zu Boden, und wenn nicht zufälligerweise ein Bedienter dazugekommen wäre, der das Tier davonscheuchte, hätte ihn der Spaß sicherlich sein Leben gekostet.

Richard Mead (1673 bis 1754)

Dieser berühmte englische Kliniker war Leibarzt des Königs Georg des Zweiten. Von seinen vielen Schriften sind die Monita et praecepta medica, im achtundsiebzigsten Lebensjahr geschrieben, in alle Sprachen, auch ins Deutsche, übersetzt. Der Wahlspruch des Mannes lautete: Non sibi sed toti. Unser Lessing feierte und verewigte ihn bei seinem Tode durch folgendes Epigramm:

»Als Mead am Styx erschien, rief Pluto voller Schrecken:
Weh mir, nun kommt er gar, die Toten zu erwecken.«

Der große Arzt war auch groß und mustergültig auch für heutige Zeit in seinem Gefühl für kollegiale Freundschaft. Sein Freund und Kollege Friend wurde unter dem Verdachte, die



John Hunter.

Stuarts restaurieren zu wollen, ungerechterweise in den Tower eingesperrt und dort sieben Monate zurückgehalten. Alle Bemühungen seiner Freunde waren fruchtlos. Da erkrankte der Ministerpräsident Walpole. Mead wurde zu ihm gerufen, weigerte sich aber dauernd, den Minister zu beraten und zu behandeln, bevor Friend enthaftet sei. Die Lebensgefahr beim Minister stieg, man bestürmte Mead, versprach ihm auch die Befreiung, er folgte aber erst der Berufung ans Krankenbett, nachdem der Kollege tatsächlich in seiner Wohnung war. Nun hatte auch die Behandlung den gewünschten Erfolg. Es ist das ein Beispiel

von Ärztestreik von vorbildlicher Bedeutung. Am Abend der Entlassung Friends übergab er ihm die in dessen Vertretung eingenommenen fünfhundert Guineen.

Samuel Sharp

geboren um 1700, gestorben 1778. Schüler von Cheselden, origineller englischer Chirurg.

Als der Chirurg Sharp wegen einer sehr leichten Wunde zu einem Lord gerufen wurde, schickte er dennoch in größter Eile seinen Diener zu sich, um eine angemessene Stärkung zu holen. Der sogenannte Kranke wurde durch diese Überstürzung erschreckt, wurde blaß und fragte den Chirurgen ängstlich, ob in seinem Fall irgendwelche Gefahr läge.

»Ja, Herr, antwortete der Chirurg, wenn dieser Bursche nicht so schnell wie möglich läuft, ist zu fürchten, . . .

»Was denn?«

»Daß die Wunde geheilt ist, bevor er zurückkommt.«

John Monro

1715 bis 1791; Arzt an den Londoner Hospitälern Bridewell und Bethlen. Spezialist für Geisteskrankheiten.

Die Geisteskranken seines Spitals, in welches eines Tages sich Monro ohne Begleitung hineinwagte, scheinen von ihrem Arzte nicht entzückt gewesen zu sein. Denn sie faßten plötzlich den Entschluß, Monro in den großen Kessel zu werfen, in dem die Krankensuppe gekocht wurde. Monro hatte die Geistesgegenwart, den Narren, die ihn schon gepackt hatten, zuzurufen: »Halt, erst muß ich mich doch ausziehen, sonst verderben meine Kleider euch die Suppe.« Das leuchtete den Insassen ein und der Arzt gewann dadurch Zeit genug zu seiner Rettung durch die Ankunft der Wärter.

Wendeborns Zustände von Großbritannien 1785, II. Teil, Seite 69.

Moreau Bar le Duc

französischer Chirurg (machte zuerst Gelenkresektionen) achtzehntes Jahrhundert.

Moreau, der Chirurg des Krankenhauses, wird eines Tages von Ludwig dem Fünfzehnten wegen einer Verletzung, die dieser sich am Fuße zugezogen hat, gerufen. »Ah,« sagt der



Richard Mead.

König, »ich hoffe, Sie werden mich anders behandeln wie Ihre Kranken im Krankenhaus?«

»Sire,« antwortete Moreau, »mit Bedauern muß ich Eurer Majestät sagen, daß es mir unmöglich ist, Sie anders zu behandeln.«

»Und warum nicht?«

»Weil ich meine Kranken im Krankenhaus wie Könige behandle.«

Edmond Cl. Bourru

Paris 1737 geboren, Chirurg und Syphilidologe.

Sehr galant war die Antwort nicht, die dieser Arzt in seiner kurzen Manier einer Dame gab, welcher er das Herz unter-

suchen wollte. Sie hielt ihre Brust so ungeschickt fest, daß der Arzt in seiner Untersuchung dadurch behindert wurde. »Lassen Sie doch endlich los! Weshalb halten Sie denn Ihre Brust so krampfhaft fest?«

»Damit sie nicht herunterfällt, Meister.«

»Seien Sie ohne Sorge, man hat heute gekehrt.«

Man sieht also, daß die verschiedenen Spielarten und Nuancen über dieses Thema alten Datums sind, und der Chirurg, der eine Selbstmörderin fragte, die sich seltsamerweise in das Knie geschossen hatte, hätte die Antwort auf die Frage, weshalb sie den Revolver so tief angesetzt habe, ahnen können. Man habe ihr immer gesagt, der sicherste Punkt sei handbreit unter der Brustwarze.

Antoine Louis

1723 in Metz geboren, berühmter Chirurg und fruchtbarer chirurgischer Schriftsteller. Er galt als einer der geistreichsten französischen Chirurgen des vorigen Jahrhunderts. Immerwährender Sekretär der Akademie Royal de chirurgie. Von kulturhistorischem Interesse ist eine kurz vor seinem Tode herausgegebene Schrift »Avis motivé sur le mode de d'écollement«. Es handelt sich hier nicht etwa um einen chirurgischen Eingriff im engeren Sinne, sondern um die Hinrichtungsmaschine, die er zusammen mit Guillotin konstruiert hatte. Louis hatte statt des gradlinigen Beiles ein konvexes als geeigneter empfohlen.

Meist waren seine Schüler und Zuhörer die Ziele seiner Ironie und seines Sarkasmus. Besonders wirksam muß aber der Moment gewesen sein, wo er selbst das Opfer war. In einer seiner berühmten Vorlesungen trug er mit langweiliger Weitschweifigkeit die Physiologie des Durstes vor. Einer seiner Zuhörer stand auf, um das Kolleg zu verlassen. Louis rief ihm nach: »Aha, Sie treibt wohl der Durst!« - »Ach nein,« erwiderte dieser schlagfertig, »der Schlaf!«

Medizinisches Vademekum, Leipzig 1795.

Antoine Petit

1718 bis 1794, berühmter Anatom und Praktiker.

Ein Schmeichler sagte eines Tages zu Petit: »Sie sind ein so großer Anatom, Sie können gewiß auch alle Krankheiten heilen.«

Der Gelehrte antwortete lächelnd: »Leider nicht wir Anatomen sind darin den Pariser Dienstmännern vergleichbar, die kennen auch alle Straßen, Plätze und Häuser, aber sie wissen doch nicht, was in diesen vorgeht.«

Anekdotensammlung vom Jahre 1811. Berlin, Buchhandlung Metzdorff.

Misaubin

Watteau hat einen Arzt Misaubin auf einem berühmten Blatte, das 1735 radiert wurde, verewigt. Dieser karikaturistisch lange



Der Arzt Misaubin.
Zeichnung von Watteau.

Mensch steht da neben einem Sarge mit Klistierspritze. – – Dieser bekam eines Tages ernsten Streit mit einem englischen Kollegen Cheyne, der sehr dick war; sie forderten sich auf Degen, und das Duell sollte bei Maryboen ausgefochten werden. Im letzten Moment sagte aber Doktor Cheyne: »Halt! Die Bedingungen sind ungleich; ich bin so dick, daß Ihr nicht fehlen könnt, Ihr so hager, daß ich im Nachteil bin, wir müssen die Sache ausgleichen.« - »Gut,« sagte Misaubin, »zeichnet mit Kreide die Breite meines Leibes auf den Eurigen, und alle Stiche jen-

seits dieser Linie sollen nicht gelten.« Der Gegner war aber damit nicht zufrieden, und mit Hilfe der Sekundanten versöhnte man sich.

Almanach 1811.

Antoine Baron Portal

1742 bis 1832. Bedeutender französischer Arzt der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Seit 1788 Leibarzt Ludwig des Vierzehnten und aller Staatsoberhäupter Frankreichs bis Karl dem Zehnten.

Étienne Pariset (1770 bis 1847, Sekretär der Académie de méd.) begleitete eines Tages seinen Lehrer Portal zu einem vornehmen magenkranken Patienten. Diesem war eine peinliche Diät vorgeschrieben, welche beinahe dem Hunger gleichkam. Der Patient war darüber sehr unglücklich und wollte schon bei der Erfolglosigkeit der bisherigen Behandlung auf jede Kur verzichten. Portal fühlte den Puls und betrachtete mit nachdenklicher Miene den Kranken. »Mein Herr, Sie haben aber trotz meiner Gegenordre ein weiches Ei gegessen.« - »Was? Das merken Sie an meinem Pulse?« fragte der erstaunte Kranke. – »Natürlich, das Ei enthält Schwefel, Phosphor und albuminöse Bestandteile, welche die Magenwände reizen. Ein Trank römischer Kamillen und pulverisierte Krebsaugen werden den Diätfehler wieder gutmachen.« Der von der Gelehrsamkeit Portals von neuem überzeugte Patient versprach jetzt strenge Befolgung der Ratschläge.

In der Halle des Hauses angekommen, ergriff Pariset die Hand des Meisters. »Großer Mann, ich werfe mich Ihnen zu Füßen. Sie haben am Puls des Patienten erkennen können, daß er ein weiches Ei gegessen hat!« - »Rindvieh, er hatte Gelbei auf dem Hemd.«

Das Rezept für den Scharfsinn Portals ist älteren Datums. In der deutschen Literatur schon des sechzehnten Jahrhunderts erscheint der Kälberarzt. In verschiedenen Druckoffizinen wurden Flugblätter gedruckt, welche die alte Geschichte in neue Form brachten. Seltsame, unerhörte Doktorproben eines zwar armen, jedoch gelehrten Medizi und eines reichen, doch ungeschickten Kälberarztes:

> Es liegt am Rhein die schöne Stadt,
> Darin es zween Doctores hatt.

Die waren Medici zuhandt,
Ihr beyder Nahm ist wolbekandt.
Die ich jetz und zu dieser Ziel,
Ehrenhalber nicht nennen will . . .

Der reiche Arzt hat gar nichts zu tun, der arme die ganze Praxis. Der sich darob wundernde Kollege besucht den armen und gelehrten Doktor und fragt nach dem Grunde seiner Beliebtheit.

Mein Herr, Ich euch die Ursach sag,
Wen man mich holt ins Krancken Hauss,
So seh Ich alle Winckel aus.
Sondrlich wo ligt der Patient,
Da seh Ich eylendt und behendt.
Ob Ich seh Oepffl, Birn oder Nüss,
Als dann den Pulss, Schlaff und die Füss.
Begreiff Ich, und seh dann herumb,
Ob Ich was mehr zu sehn bekumm.
Von ungesunder odr frembder Speiss . . .

Der dumme, reiche Doktor macht es beim nächsten Besuch ebenso und findet unter dem Bett eine Eselshaut liegen und behauptet nun keck und dumm: »Ihr habt zuviel von einem Esel gegessen.«

Portal und Antoine Petit

Gelehrtenstreitigkeiten, so sehr sie in der Zeit die Gemüter erregten und eine Giftquelle für die Lebensfreude waren, wirken posthum oft komisch und lächerlich. Portal verwahrte sich gegen die übelwollende Kritik eines Buches durch Petit; dieser sei dazu umso weniger berechtigt, als Haller noch nicht einmal die Werke seines Gegners mit einem Stern markiert habe. Der damalige Oberbonze der Wissenschaft, Albrecht von Haller, pflegte in seiner großen Physiologie alle ihm wichtig erscheinenden Bücher mit einem Stern, die bedeutenden aber mit zwei Sternen zu bezeichnen. Der sternenlose Petit stand so vor der Gelehrtenwelt in völliger desparater Sternennacktheit. In seiner Verzweiflung ließ er durch einen Freund Duchanoi in einer Denkschrift nachweisen, daß Haller-Baedeker nur aus Vergeßlichkeit seine Dekorierung unterlassen habe. Der große

Schweizer hatte wirklich die Höflichkeit, mit der Erklärung eines Druckfehlers seine Hand über den Entblößten zu halten. Später waren es weniger die Buchsterne als die Bruststerne, welche als öffentliche Anerkennungsmarken von den Gelehrten begehrt wurden, und auch selbst Republikaner trugen sie, allerdings mit der Entschuldigung, daß sie sich nicht im dünnen Sommerüberzieher zeigen könnten, wenn alle Welt im Pelz herumstolzierte.

Medizinisches Vademekum, Leipzig 1795.

Jean M. Corvisart

1755 bis 1821, erster Professor der 1794 ins Leben gerufenen medizinischen Klinik. Später Leibarzt Napoleons. Begründer der neueren pathologischen Anatomie und Pionier der von Auenbrugger 1770 erfundenen Auskultation.

Dieser berühmte Kliniker, dessen Charakterreinheit übrigens berühmt war, lag einst im Bade von Vigier. Im Nebenbade liegt jemand, der eigentümlich hustet. Die Nachbarn treffen sich beim Verlassen der Badekabine. Corvisart sagt dem Unbekannten, übrigens einem Manne von übergroßer Statur:

»Mein Herr, ich bin Arzt, nach der Art Ihres Hustens handelt es sich bei Ihnen nicht um einen einfachen Katarrh. Nehmen Sie sich in acht und baden Sie vor allem nicht mehr.« Der Koloß, wütend, antwortet, das Bad bekomme ihm ausgezeichnet, und meinte, er möchte wohl gern Patienten schnappen. Später, beim Schluß seiner Badekur, erkundigte sich Corvisart nach dem Patienten beim Badediener. Der ist vorige Woche an Lungenbluten gestorben. Famos, rief Corvisart, das macht Spaß, und lief vergnügt ob seiner richtigen Diagnose nach Hause.

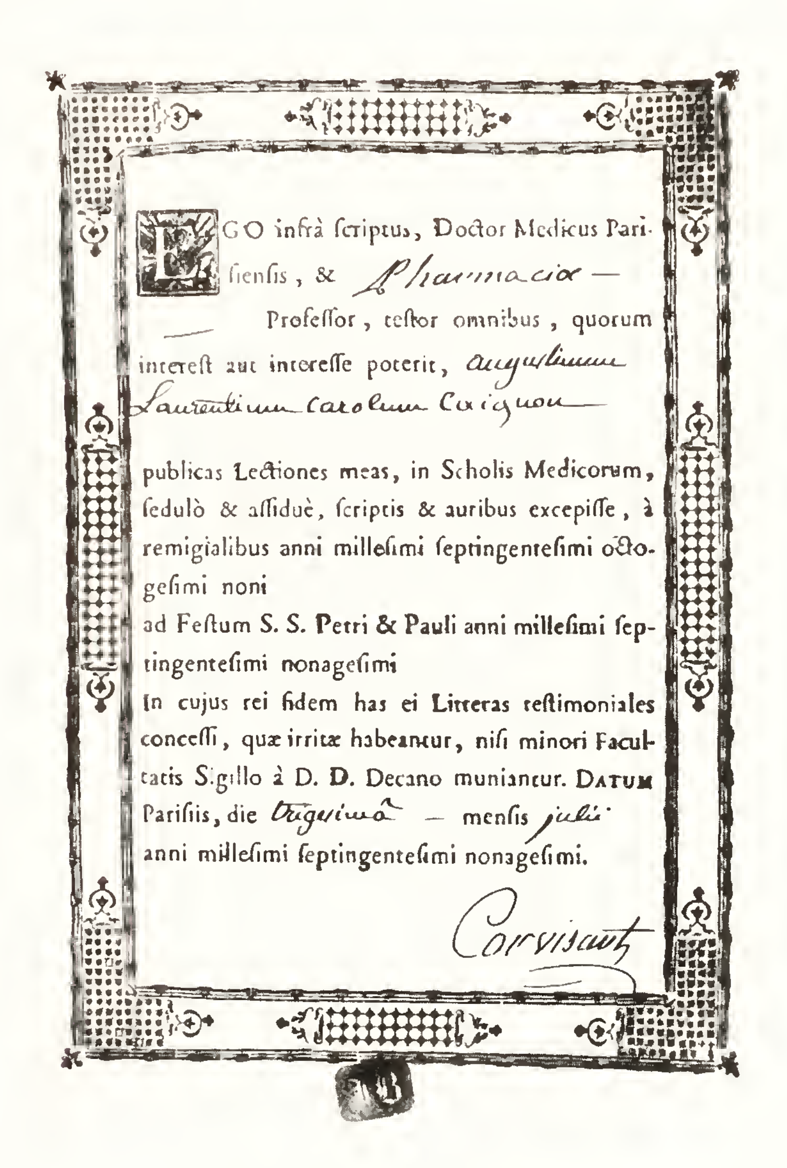
Julien Offray La Mettrie

1709, Schüler Boerhaves, berühmter Materialist (Histoire naturelle de l'âme 1745, L'homme machine 1748), dann Vorleser Friedrich des Zweiten, gestorben in Berlin 1751.

Der Arzt La Mettrie saß einst bei der Hoftafel Friedrichs des Großen, man sprach über Politik und der Arzt mischte sich hinein. Da sagte Friedrich:

»Ihr seid ein Arzt, erklärt mir lieber die Verwendung dessen, was wir soeben reichlich genossen haben.«

»Gut,« sagte La Mettrie, »unsere Maschine ist eine Art Staat, der Magen ist der König, der alles bekommt, und wenn es gut geht, weiter spendet; Arme und Füße sind die Soldaten, das Gehirn die Gelehrten, die aber nur dann denken können, wenn es



EGO infrà ſcriptus, Doctor Medicus Pariſienſis, & Pharmaciæ — Profeſſor, teſtor omnibus, quorum intereſt aut intereſſe poterit, Augustinum Laurentium Carolum Caignou — publicas Lectiones meas, in Scholis Medicorum, ſedulò & aſſiduè, ſcriptis & auribus excepiſſe, à remigialibus anni milleſimi ſeptingenteſimi octogeſimi noni ad Feſtum S. S. Petri & Pauli anni milleſimi ſeptingenteſimi nonageſimi. In cujus rei fidem has ei Litteras teſtimoniales conceſſi, quæ irritæ habeantur, niſi minori Facultatis Sigillo à D. D. Decano muniantur. DATUM Pariſiis, die Octavâ — menſis julii anni milleſimi ſeptingenteſimi nonageſimi.

Corvisart

Autogramm von Corvisart.

seiner Majestät dem Magen gefällt. Im Gekröse sitzen die Arbeiter, sie bereiten den Nahrungssaft, und im Darme« — — — hier hielt er inne.

»Zur Sache!« rief Fritz.

»Nun, in den Därmen liegt der wahre Schatz des Königs, das heißt der Überschuß; kommt nicht genug in den Schatz, so ist der Staat verstopft, kommt zu viel hinein, so hat der Staat

Durchfall; der Darm liefert den eigentlichen Dünger des Staates, wenn eine gute Ernte erfolgen soll.« Löwy, Anekdoten.

Graf Joh. Friedrich von Struensee

1737 in Halle geboren, 1758 Stadtphysikus in Atona, 1772 in Kopenhagen enthauptet.

Leibarzt des Königs Christian des Siebten von Dänemark, zuletzt Minister. Er fiel als ein Opfer der Adelspartei. – Man machte auf den Reformator das Wortspiel:

»Mala multa struens, se ipsum perdidit.«

Franz Joseph Gall

In Tiefenbrunn 1758 geboren, Schüler von van Swieten. Zunächst in Wien praktischer Arzt, beschäftigte sich schon damals mit Schädelanatomie und legte hier schon den Grundstock zu der berühmten Schädelsammlung, welche nach seinem Tode in den Besitz des Jardin des Plantes in Paris überging. Begründer der nach ihm benannten Schädellehre. 1828 starb er in der Nähe von Paris. Das Aufsehen, welches die überraschende Lehre des Wiener Arztes in der ganzen gebildeten Welt verursachte, ist vergleichbar mit den von Lavaters Physiognomik. Beide streifen das populär-wissenschaftliche Gebiet, und auch Nichtmediziner können sich leicht auf diesem betätigen. So ist verständlich, daß diese Materie von den Karikaturisten und Satirikern der Zeit mit Vorliebe ergriffen wurde und Gall auf allen Schaubühnen der Welt ins Lächerliche gezogen wurde. In Wirklichkeit aber dürfte dem zielbewußten Forscher wohl nicht der Titel eines medizinischen Bahnbrechers abgesprochen werden.

Der berühmte Erfinder der Schädellehre, Gall, besuchte eines Tages ein Irrenhaus. Einer der Insassen führte ihn auf einer Station herum und sprach mit dem Arzte sehr verständig. Gall befühlte ihm infolgedessen genau den Kopf und sagte ihm: »Mensch, wie kamen Sie ins Tollhaus? Ich finde bei Ihnen keine Spur von Wahnsinn. Es fehlt Ihnen auch am Schädel vollkommen das Organ der Narrheit. »Das will ich glauben,« antwortete der Patient. »An dem Kopfe, der auf meinen Schultern sitzt, ist ja auch nichts zu finden, es ist aber auch nicht der meinige, er



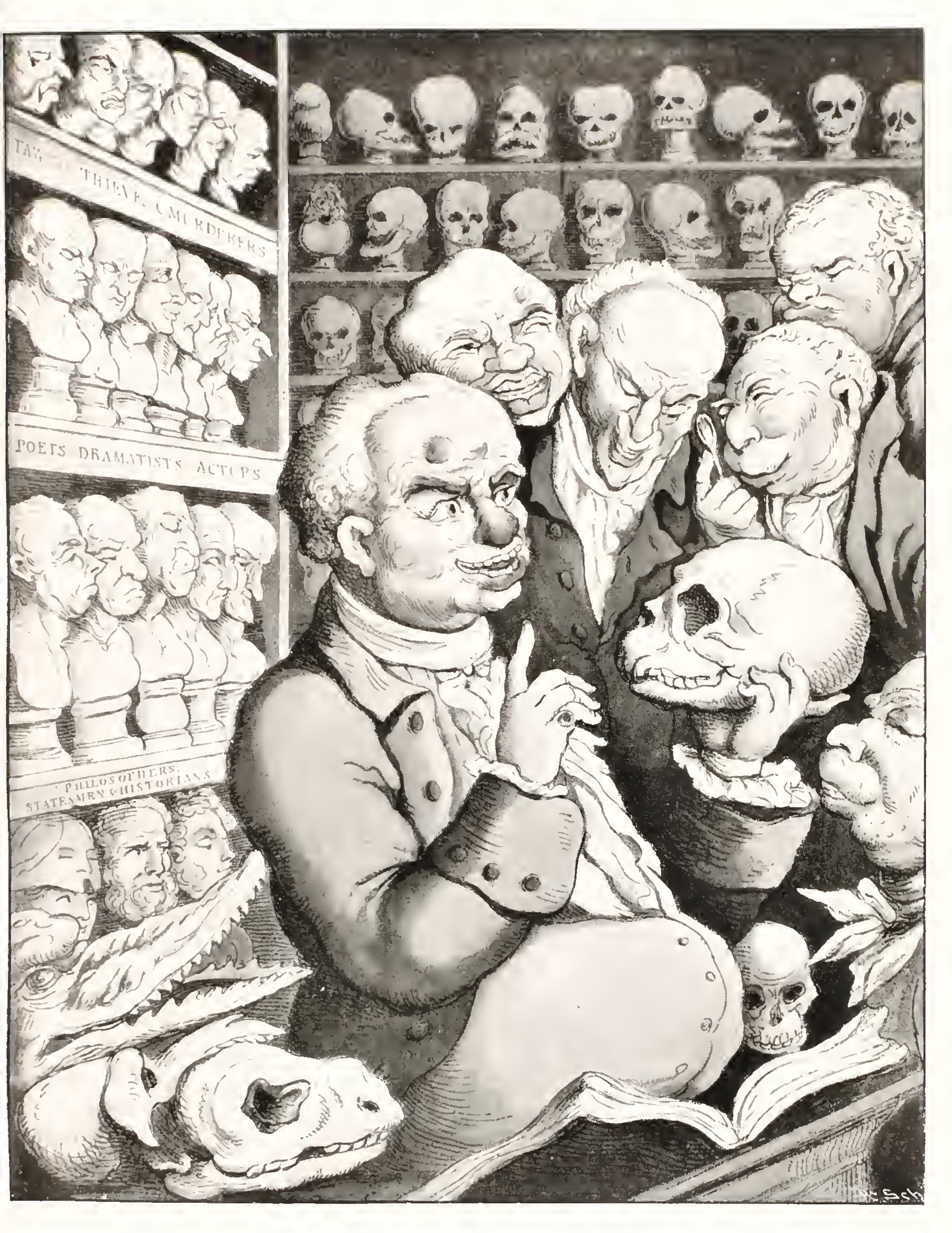
Dr. Gall.
Gezeichnet von Schnorr.

wurde mir nur aufgesetzt, nachdem ich während der Revolution guillotiniert war.«

Es war ein Fest in Potsdam. Ganz Preußen hatte sich versammelt und paradierte vor König Friedrich. Unter all diesen gestickten Kragen zog ein einziger Mann die Blicke des Königs auf sich und fesselte seine Aufmerksamkeit; es war ein großer Greis von knochiger Gestalt und originellem Kopf. Friedrich kannte ihn nicht. Er ließ den Hofmarschall kommen und fragte ihn: »Wer ist der Mann da im schwarzen Anzug?« - »Sire, das ist ein berühmter Arzt, Doktor Gall.« - »Gall – ah, ich will selbst prüfen, ob das, was ich von ihm gehört habe, übertrieben ist. Bitten Sie ihn in meinem Namen für morgen zu mir zu Tisch.« – Am folgenden Tage gegen sechs Uhr versammelte ein köstliches Bankett den König, den Arzt und ein paar Dutzend ganz von Orden und Ehrenzeichen geschmückte Herren.

»Doktor,« sagte Friedrich am Ende der Mahlzeit, »wollen Sie bei jedem dieser Herren ihre Knochendiagnosen stellen und ihnen ihre Neigungen am Schädel ablesen.« – Gall erhob sich, denn die Bitte eines Königs ist ein Befehl, und er fing an, den großen braunen Kopf seines Nachbars, den man mit »General« anredete, zu betasten. Der Arzt schien verlegen zu werden. »Sprecht frei heraus!« ermutigte der König plötzlich. »Seine Exzellenz scheint die Jagd zu lieben und lärmende Vergnügen; er scheint auch besonders die blutige Wahlstatt zärtlich zu lieben; seine Neigungen künden sich als sehr kriegerisch an. Sein Temperament ist auffallend sanguinisch.« – Der König lächelte, der Arzt ging zum Nächsten über; dieser war ein junger Mann mit lebendigem Auge und kühnem Blick. »Sie müßten bei gymnastischen Übungen glänzen, mein Herr,« fuhr Gall fort, ein wenig aus der Fassung gebracht. »Sie müssen ein guter Läufer sein und keiner wird Sie bei allen Leibesübungen übertreffen.«

»Genug, mein lieber Doktor,« unterbrach ihn der König. »Ich sehe, man hat mir nicht zuviel von Ihren Kopfdiagnosen gesagt. Der Herr General, Euer Nachbar, ist ein in Ketten gelegter Meuchelmörder, und Euer anderer Nachbar ist der erste Gauner ganz Preußens.« Indem er das sagte, schlug Friedrich dreimal auf den Tisch, und auf dieses Zeichen trat von allen Seiten die



Eine Vorlesung bei Doktor Gall.
Von J. Rowlandson.

Wache in den Saal. »Führen Sie diese Herren wieder in die Gefängnisse zurück.« Dann – indem er sich an den erstaunten Arzt wandte: »Es war eine Probe. Sie haben Seite an Seite mit den ersten Banditen meines Königreiches gegessen. Halt, durchsuchen Sie erst Ihre Taschen!« Gall gehorchte. Man hatte ihm ein Taschentuch, seine Börse und seine Tabaksdose gestohlen.

Am folgenden Tage wurden ihm die Sachen wieder zugeschickt und der König fügte eine Tabaksdose hinzu, die mit wertvollen Diamanten geschmückt war.

Johann Christian Anton Theden

1714 bis 1797, jüngster von dreiundzwanzig Geschwistern; zunächst Barbiergeselle, dann Feldscher; im Siebenjährigen Krieg schnell avancierend, 1786 nach Schmuckers Tod Generalchirurgus.

Der um die deutsche Militärmedizin so unendlich verdiente Johann Christian Anton Theden ist ein Beispiel der Leistungsfähigkeit auch nicht studierter Männer auf dem Gebiete der praktischen Wundbehandlung. Er war bis zum zwanzigsten Lebensjahre ein vollkommen ungebildeter Barbiergeselle. Als er als solcher bei einem preußischen Offizier in Stellung war, befahl dieser ihm, etwas aus einem Buche vorzulesen. Er nahm dasselbe verkehrt in die Hand und gestand, nicht lesen zu können. Er holte das aber bald mit größtem Eifer nach und schrieb eine Reihe von Lehrbüchern, welche für die Armeewundärzte der damaligen Zeit von größter Bedeutung wurden.

Ernst Ludwig Heim

geboren 1747 in Sulz im Meiningenschen, gestorben in Berlin 1834. Auch er gehörte, wie Hufeland, zu den angesehensten Praktikern Berlins. Seine medizinischen Publikationen sind weniger die Ursache seines Lokalruhmes als die Originalität seiner edlen und gutherzigen, hilfreichen Persönlichkeit*).

*) Ernst Ludwig Heim, guter Botaniker. Heimia 1. eine mexikanische Kryptogame, 2. ein Berliner ärztlicher Freundeskreis, der noch besteht (Keßler, Der alte Heim, 1835).

Nach einem Briefe Zelters an Goethe stellte Hufeland den alten Heim zur Rede wegen dessen übertrieben großer Verwendung von Arsenikpräparaten.

»Wie wollen Sie, lieber Freund, sich an jenem Tage bei Gott verantworten, wenn er Sie darüber zur Rechenschaft zieht. Was werden Sie da sagen können?«

Heim, die Hand auf Hufelands Schulter legend: »Ich werde sagen, alter Junge, davon verstehst du nichts.«

Im Jahre 1810 wurde Berlin durch Feuersbrünste häufiger heimgesucht, so daß der Verdacht der Brandstiftung rege wurde. An manchen Häusern bemerkte man nun neben der Tür ein Zeichen, welches man für ein Vagabundensignal hielt. Nun klagte eines Tages eine nervöse Dame dem sie besuchenden Heim, sie sei in größter Erregung, da sich jetzt auch an ihrer Tür dieses ominöse Zeichen befände. Sie vergehe vor Angst. Heim ließ sich die ihm unbekannt gebliebene Angelegenheit erklären und konnte nach Besichtigung des Zeichens die Dame restlos beruhigen, da er selbst der Autor dieser Zeichen wäre. Überall bei Kunden, die ihn allzulange nach dem Läuten warten ließen, pflegte er neben der Schelle ein NB anzukreiden. Die peinliche Angelegenheit und die Aufregung in der Stadt erledigte sich erst, als der Polizeipräsident Gruner das Publikum über das Geheimnis dieser Zeichen durch Anschlag aufklärte.

Heim – Rust

Heim konsultierte Rust bei einem Patienten mit geschwollenem bösen Arm: »An dem kuriere ich schon lange herum und kuriere an ihm meine eigene Schande.« Darauf Rust in seiner kurzen Manier: »Rock auf, Hemd herunter.« Er warf dann einen kurzen Blick auf den angeschwollenen Arm und sagte: »Aber Heim! Der Mann hat sich ja den Arm verrenkt.« Worauf Heim ärgerlich erwiderte: »Ja, warum wendet sich da der Ochse an keinen Chirurgen?«

Aus Peter Hilarius.

Marcus Herz (Berlin 1747 bis 1803)

Zunächst Kantschüler in Königsberg, sodann beliebter Praktiker in Berlin. Von Friedrich Wilhelm 1787 zum Professor der

Philosophie ernannt. Gatte der berühmten Henriette Herz. Gegner der Impfung.

Einem Berliner Hypochonder verordnete Marcus Herz statt Kaffee morgens Schokolade, wobei er ein Glas Wasser vorher und nachher trinken sollte. Der Kranke befolgte diese Kur und fühlte sich wohl dabei. Eines Morgens ließ der Klient Herz kommen. Der Arzt fand ihn trostlos; er hatte beim Frühstück das kalte Wasser vor der Schokolade vergessen. Was tun? – Herz sann einen Augenblick nach und sagte dann mit feierlichem Ernst: »Sofort ein Klistier von kaltem Wasser, damit die Schokolade wieder in die Mitte kommt.« Der Hypochonder bewunderte beruhigt den Scharfsinn des Arztes.

Brutal Impfung

Brutalität impft ihr dem werdenden Menschen.
O zapft sie doch auch manchem Vollendeten ab!

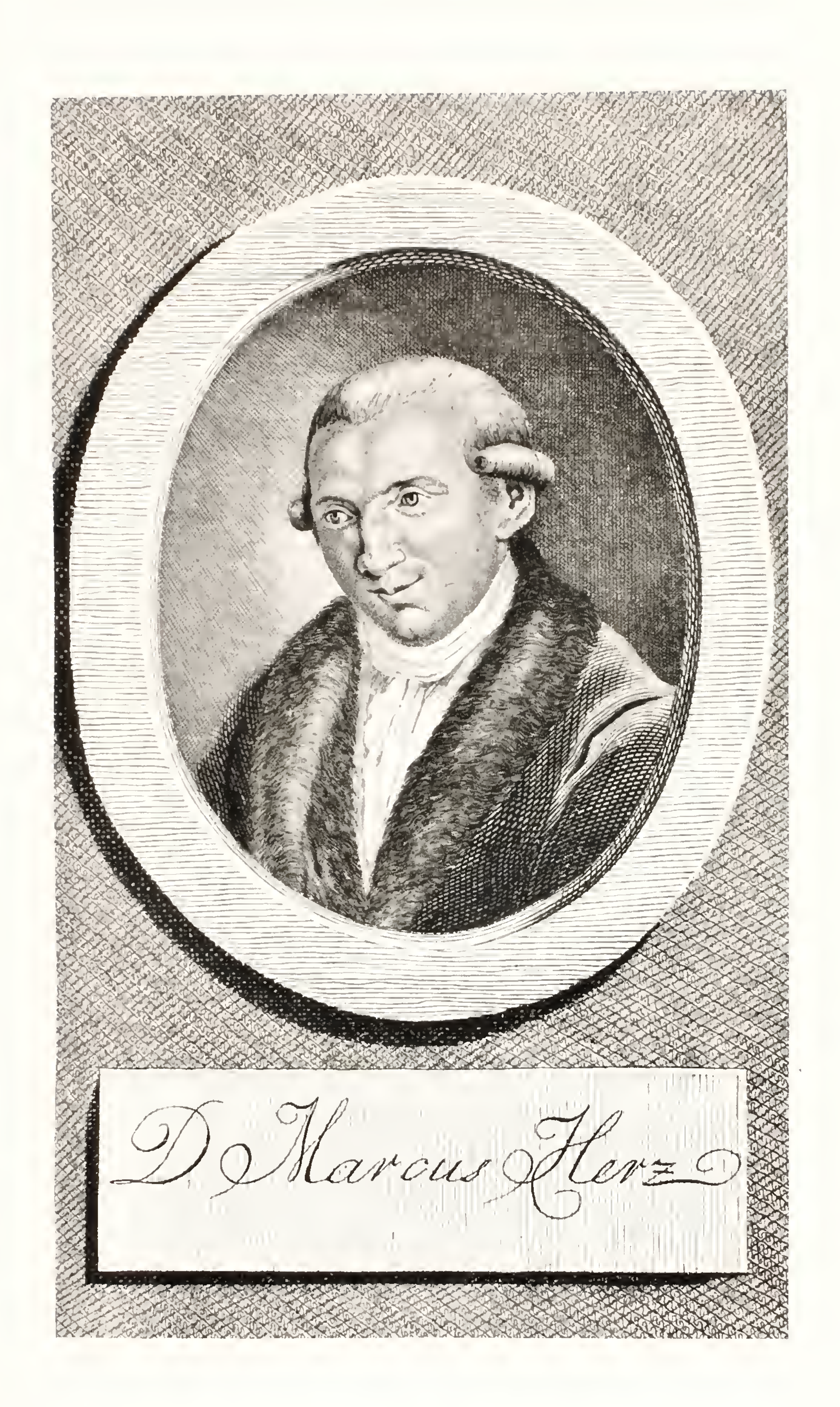
Von dem bekannten Berliner Doktor Herz, der Gegner der Impfung war und viel von der Verkuhung der Menschheit faselte, wird eine Anekdote überliefert, die ganz witzig und boshaft ist. Ein Berliner Jude erließ an seine Glaubensgenossen eine Rundschrift, um Geld zu sammeln, damit er die Veterinärkunde studieren könne. In der Bittschrift stand der Passus: »Nachdem ich zu meinem weiteren Fortkommen entschlossen bin, daß ich Vieharzt werden will usw.« Marcus Herz, dem der Bittsteller als unfähiger und unangenehmer Mensch bekannt war, sagte: »Hier liegt ein Schreibfehler vor, der Mann hat zwischen Vieh und Arzt ein Komma vergessen.

Eines Tages sagte Dr. Herz zu einem Patienten, dem es zur Gewohnheit geworden war, sich durch Nachlesen in medizinischen Büchern selbst zu kurieren: »Nehmen Sie sich nur in acht, Sie sterben noch einmal an einem Druckfehler.«

Spemanns Historischer Medizinal-Kalender 1906.

Ph. Fr. Th. Meckel

1756 zu Berlin geboren, gestorben 1803 in Halle. Sohn von Joh. Friedrich Meckel, genannt der Ältere, berühmter Anatom aus der Hallerschen Schule. Durch seine Doktordissertation förderte


D. Marcus Herz

er die feinere Anatomie des inneren Gehörorgans. Seit 1779 Lehrer der Anatomie und Chirurgie in Halle.

Geheimrat Siegmund erzählte mir von einem jungen Studenten, der eine Empfehlung an Professor Meckel in Halle hatte. Zu seinem Pech sei der gerade vorher gestorben gewesen. Nach einigen Tagen glaubte er aber, der Witwe einen Kondolenzbesuch abstatten zu müssen. Es empfing ihn nur eine Tochter. Als er sich nach den Brüdern erkundigte, sagte diese, »sie seien nicht zu sprechen, sie kochen gerade Papa.« – Letzterer hatte testamentarisch bestimmt, seinen Körper zu skelettieren und der anatomischen Sammlung einzuverleiben.

Andreas Rüdiger
Leipzig. Achtzehntes Jahrhundert

studierte zunächst Theologie, weil er in seinem Namen die göttliche Aufforderung hierzu gefunden hatte. Das Anagramm des Namens lautet: Arare rus Dei dignus, das heißt: den Acker Gottes zu pflügen würdig. Er war dann eine Zeitlang Hauslehrer bei den Kindern des berühmten Leipziger Rechtslehrers Professor Thomasius. Dieser riet ihm eines Tages, Medizin zu studieren. Rüdiger gestand ihm, daß er persönlich auch diese Neigung gehabt hätte, daß er aber in dem Anagramm den Finger Gottes zu sehen geglaubt habe. »Himmel,« rief Thomasius, »welcher Irrtum, dieses Anagramm weiset ja geradezu auf die Arzneikunst, denn wer baut besser den Gottesacker als die Ärzte?« Daraufhin studierte Rüdiger Medizin.

Doktor Dorothea Christine Erxleben
in Quedlinburg 1715 bis 1762.

Frau Doktor Dorothea Christine Erxleben, Tochter des Arztes Leporin zu Quedlinburg, promovierte am 12. Juli 1754 in Halle mit folgender Disputation: »Dissertatio inauguralis, quod nimis cito ac jucunde curare, saepius fiat causa minus tutae curationis; quam ad gradum Doctoris medicinae obtinendum, speciminis loco exhibet D. C. Erxlebia, nata Leporina.« Die Ärztin übte in Quedlinburg eine ausgedehnte Praxis aus und schrieb eine heutzutage noch aktuelle Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studieren abhalten.


IOHANN FRIEDRICH
MECKEL.
Geb. zu Wetzlar 1724 Gestorb.
zu Berlin 1774.


Andreas Rudiger
Philos. et Medicinæ Doctor

Die damals viel besprochene Promotion begleitete Kaestner durch ein sehr witziges Epigramm:

Daß man bei Kuren oft sich gütig übereilt,
Läßt sich Frau Doktorin dir noch ein Beispiel sagen,
Daß dein Geschlecht oft von gewissen Plagen
Uns schnell und angenehm, doch nicht gar sicher heilt.



Frau Dr. Erxleben.

Christian Wilhelm Hufeland

Unter den Eklektikern, welche in dem erschöpften Deutschland die ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts Medizin lehrten, ohne mit dem schnellen Schritt der französischen und englischen Mediziner mitzukommen, war Christian Wilhelm Hufeland aus Langensalza in Thüringen, 1762 geboren, der angesehensten einer. Als Professor und Leibarzt in Berlin glänzte er mehr durch die edelsten Eigenschaften seines Charakters als durch medizinwissenschaftliche Förderungen. Seine »Makrobiotik oder die

Kunst, das menschliche Leben zu verlängern«, eine populär-medizinische Schrift, erregte großes Aufsehen.

»Es ist schon schlimm,« sagte eines Tages zu einem Patienten Hufeland, »daß die Patienten in der Regel husten müssen, wenn ihnen etwas Unrechtes in die Kehle kommt. Müßten sie nun auch noch husten, wenn ihnen etwas Unrechtes aus der Kehle kommt, so würde das Krächzen gar kein Ende nehmen.«

Spemanns Historischer Medizinal-Kalender 1906.

O, der Mann, [illegible] Gott gelobt zu haben —
Guter Thaten volle Schaaren um sich zu sehen! —
Sie folgen dir, Jüngling, [illegible] Dienst. —

Klopstock

Weimar
d. 12. Jan.
1792

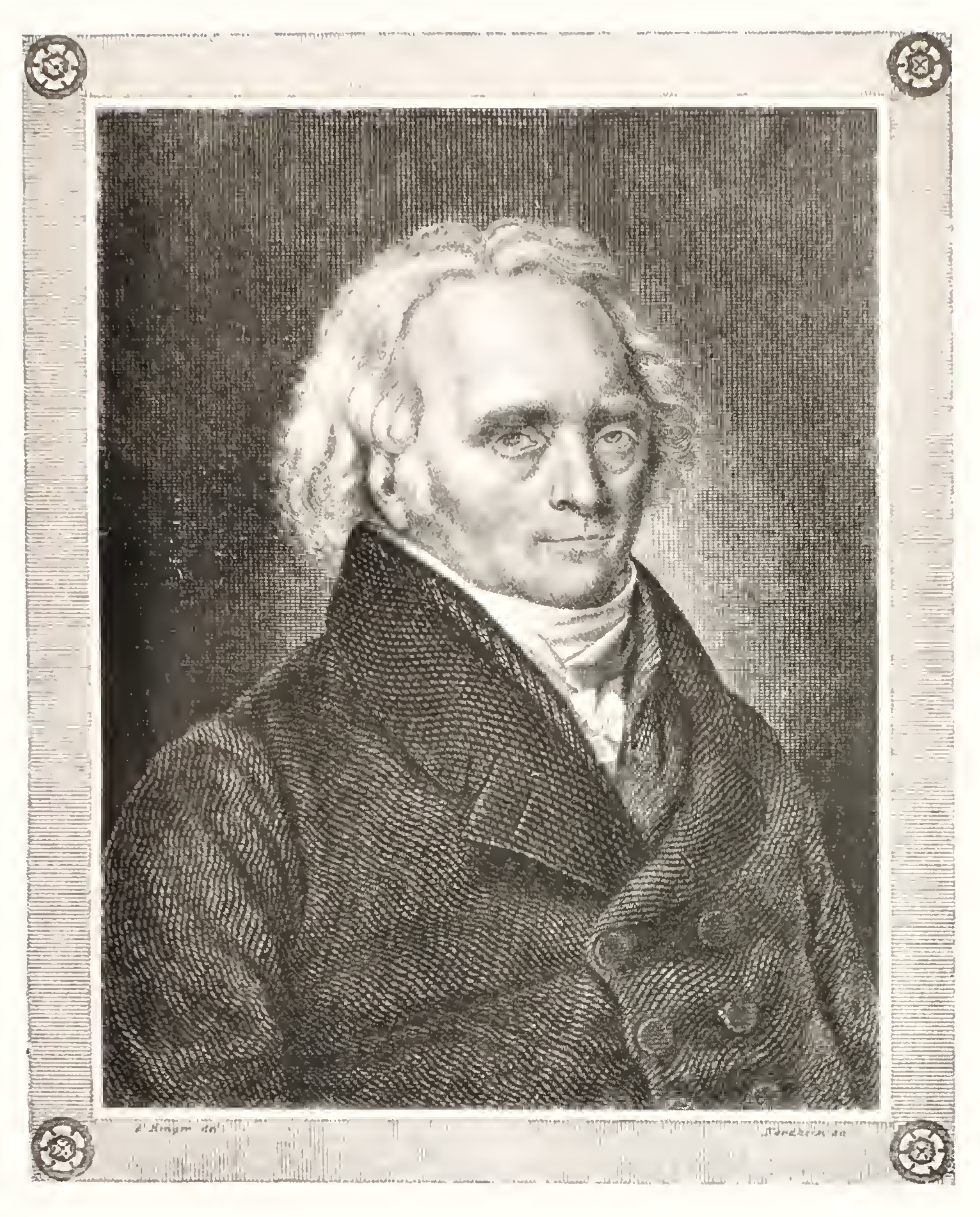
Dieser Gedanke begleite Sie in [illegible]
das Leben!
Gedenken Sie dabey
Ihres Sie liebenden Freundes
D. Hufeland

Die Aphorismen Hufelands sind von ethischer Größe und Innerlichkeit. Gedankentiefe und Witz finden wir bei ihm weniger.

Heil dem Kranken, Ehre dem Tapferen, Glück dem Leidenden, Freiheit dem Sklaven.

Halt deine Seele frei von Haß,
Neid, Zorn und Streit ist Übermaß,
Und richte immer deinen Sinn
Auf Seelenruh und Frieden hin.

Wie ist es möglich, daß das weibliche Geschlecht Goethen und seine Schriften vergöttert, da er doch die Treue, ihre höchste Tugend und die Ehe ihr Heiligstes, den Zweck ihres Daseins, verachtet, ja vernichtet.



Hufeland.

Langeweile ist ein Wort, was weder die lateinische noch die griechische Sprache hat. Es fehlt also auch den alten Völkern der Begriff. Die Sache scheint also erst in der neueren Zeit in die Welt gekommen zu sein und ein Eigentum der Hyperkultur zu sein.

Ich finde eine große Ähnlichkeit zwischen einer Weltkugel und einem Menschenkopf. Beide sind rund, beide stellen die Welt dar, und im Grunde ist jeder Menschenkopf eine Weltkugel; denn seine Welt existiert nur in seinem Kopfe wie dort auf jener Kugel. Alle die Millionen lebendiger Weltkugeln, welche auf menschlichen Körpern die Erde bewohnen, tragen, enthalten und kon-

stituieren eigentlich die Welt, das nämlich, was wir darunter verstehen.

Aphorismen und Denksprüche von Chr. Wilh. Hufeland. Leipzig 1910. Verlag Ambrosius Barth.

... Überhaupt ist Witz und Satire eine sehr gefährliche Eigenschaft eines jungen Arztes. Bei keinem Menschen ist sie so nachteilig und mit dem Wesen seiner Bestimmung so unvereinbar, als bei ihm, dem man sich in seiner ganzen Blöße zeigen und dem man Schwächen und Geheimnisse entdecken soll, die sonst niemand erfährt, und gewiß ist es, daß der große Teil des Publikums sich lieber einem beschränkten Kopfe als einem Spötter oder Witzling anvertraut. Wie mancher hat sich durch einen witzigen Einfall unversöhnliche Feinde zugezogen. Die Menschen vergeben leichter eine reelle Beleidigung als eine Spötterei.

Verhältnis des Arztes zu dem Publikum. Enchiridium medicum 1836.

Joh. Phil. Hagen

1734 in Tuntzenhausen geboren, gestorben 1792 zu Berlin.

Gehilfe in einer Berliner Barbierstube; 1757 Lazarettchirurg in der Armee Friedrichs. Nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges hörte er Vorlesungen; kaufte sich später in Berlin eine privilegierte Barbierstube. 1774 Chirurgus forensis in Berlin und Kontrolleur der öffentlichen Bordelle; dann Hebammenlehrer. In seiner Biographie entwirft er ein anschauliches Bild von den Verhältnissen der Zivil- und Militärchirurgen Preußens zur Zeit Friedrichs des Großen.

Hagen hatte einen schweren Geburtsfall bei einer Prinzessin gehabt. Wegen fehlerhafter Behandlung angegriffen, gab er zu seiner Rechtfertigung die Krankengeschichte heraus mit einer Kupfertafel, die die Geschlechtsteile der Prinzessin abbildete.

Vademekum für Ärzte. Stuttgart 1836.

Johann Georg Krynitz

geboren in Berlin 1728; starb 1796. Medizinischer Literat. Herausgeber mehrerer großer Enzyklopädien.

Am 18. Dezember 1796 bedankte sich Krynitz in einem Briefe an Herrn Probst Teller für seine Nachrichten über das Berlinische Leichenhaus. Am Schluß des Briefes schreibt er, daß die lange Bearbeitung, die er dem Artikel »Leiche« gewidmet habe,


IOHANN PHILIPP HAGEN
GEB: ZU TUNTZENHAUSEN. 1734. D. 24. IAN:
ER DER DURCH SCHRIFTEN LEHRT, VERWUNDTE HEILT, DER WEL
DIE MUTTER UND DAS KIND, BEY DER GEBURT ERHÆLT.
UND SO OHN EIGENNUTZ DAS WOHL DES STAATS VERMEHRT
ER IST ES WERTH, DAS IHN AUCH NOCH DIE NACHWELT EHRT
DENKM: DER FREUNDSCHAFFT
VON D. KRÜNITZ.

J. Ph. Hagen.

ihn an seinen eigenen baldigen Tod erinnere. Es nützte ihm nichts, daß er wohl hierbei mit dem Finger auf Holz geklopft hat und außerdem noch hinzuschrieb: Praefiscine dixerim et scripserim (ich habe es ohne üble Vorbedeutung gesagt und geschrieben). In derselben Nacht starb er am Schlagflusse, und der Adressat erhielt gleichzeitig mit dem Briefe die Todesnachricht.

Vademekum für Ärzte. Stuttgart 1839.

Neunzehntes Jahrhundert



Karl Kaspar Siebold

1736 geboren zu Niedeck, im Herzogtum Jülich.

Gründer einer Chirurgenschule in Würzburg, aus welcher viele bedeutende Chirurgen hervorgingen. Nach langen Reisen im Ausland übernahm er die Lehrstelle für Chirurgie, Anatomie und Geburtshilfe an der Universität Würzburg. Für seine Kriegsverdienste wurde er 1801 in den Reichsadel erhoben.

Kaiser Joseph schrieb an den Würzburger Chirurgen, er wolle ihm seine Gnade beweisen als Dank für seine Verdienste. Er könne wählen zwischen einer Pension aus des Kaisers Privatschatulle oder dem Adel für sich und seine Familie. Siebold befand sich dieser Entscheidung gegenüber in großer Verlegenheit. Er löste sie mit der für einen Chirurgen nötigen schnellen Entschließung. Dem edlen Kaiser dankte er in aller Untertänigkeit und nahm mit bestem Dank beides an. Was Joseph beim Empfang dieses Briefes gesagt hat, ist nur zu vermuten, aber er ließ sich nicht von dem Chirurgus an Großzügigkeit übertreffen. Er bewilligte beides.

Ed. Kaspar Jakob von Siebold

Sohn von Adam Elias (Würzburger Gynäkologe). 1801 geboren zu Würzburg. 1833 Lehrer der Gynäkologie in Göttingen. Nebenher klassischer Polyhistor.

Der Göttinger Geburtshelfer Siebold, noch ganz in den alten Traditionen fußend, behandelte das Thema der Zeugung vor seinen Zuhörern und behauptete unter anderem, daß die Kohabitation auch stante pede mit Erfolg ausgeführt werden könne. Den Beweis lieferte er auf eine sonderbare Weise. Seine Tochter ging zufällig durch das Auditorium, und auf sie weisend sagte er: »hanc stans feci«. Dies ist die Ursache des in Göttingen geflügelten Worts »stando non concipitur«. Nach Art der Kölner Karnevalsworte riefen die Studiosi sich das Wort, wo man ging und stand, zu und verschonte auch die Damen nicht damit. Am

meisten aber wurde Fräulein Siebold durch dieses Schlagwort getroffen, so daß sie sich bei ihrem Vater über den ihr natürlich unverständlich und befremdenden Zuruf beklagte. Gib den naseweisen Studenten nur die Antwort zurück: »si penis non immittitur«, antwortete Siebold, und man wird dich verstehen. Peter Hilarius, der ohne Quellenangabe diese Geschichte erzählt, ist uns die Replik der Studenten schuldig geblieben.

G. F. Louis Stromeyer

Von den fünf Ärzten dieses Namens, welche alle aus Göttingen oder Hannover stammen, ist der berühmte Chirurg G. F. Louis Stromeyer der bedeutendste. (1804 bis 1876.) Er war Generalstabsarzt in den Feldzügen 1849 50, sowie 1870 71. Auf vielen Gebieten der Chirurgie war er auch literarisch tätig, und es gibt kein Gebiet der Chirurgie, welches er nicht mit erfinderischen Plänen bearbeitet hatte.

Die folgende Anekdote kommt wohl auf das Konto seines Vaters, eines trefflichen Praktikers aus Hannover.

Stromeyer verordnete einem reichen Bauern ein tägliches warmes Bad.

»Und was soll ich da hineintun?« fragte der Bauer.

»Was wirst du da groß anders hineintun, als dich selber.«

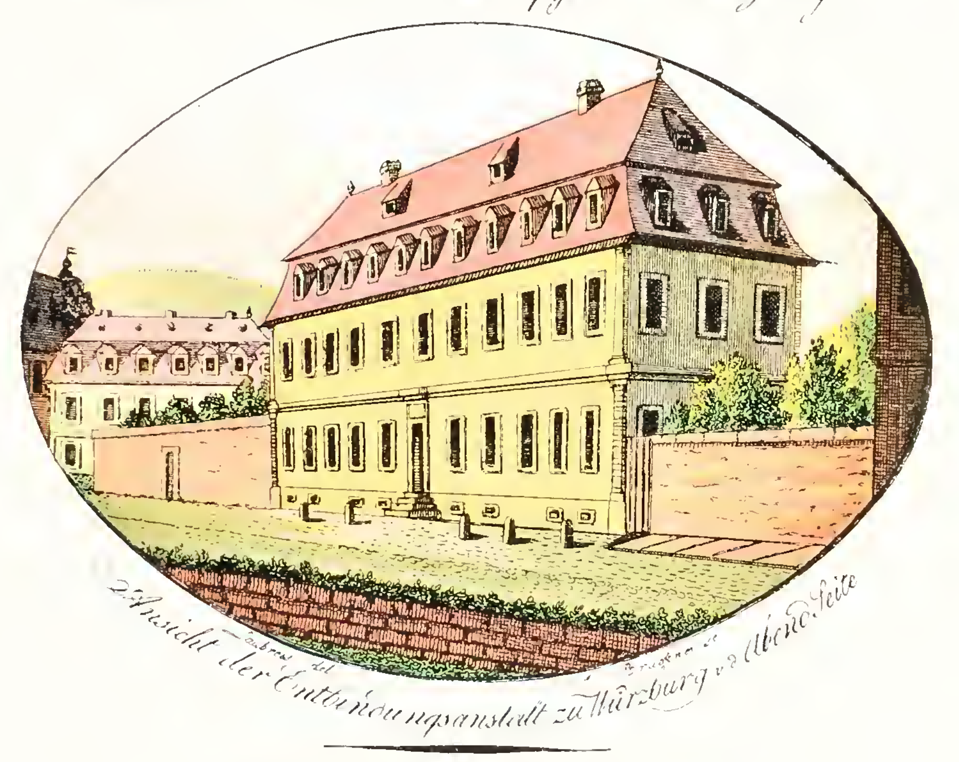
Louis Stromeyer und Ringseis

Der ausgezeichnete und berühmte Chirurg und Nachfolger Langenbecks in Kiel, war auch lange Zeit in München tätig. Hier wirkte er zusammen mit dem originellen Johann Nepomuk von Ringseis. Ringseis war ein frommer, strenggläubiger Katholik und war der Ansicht, daß auch die Medizin, wie alle Wissenschaften, ihre Prinzipien in der traditionellen Offenbarungslehre habe. Der im Alter von fünfundneunzig Jahren verstorbene Arzt, der ein lebhaftes Interesse für Philosophie, Theologie, Kunst und Politik hatte, ist von Kaulbach auf einem der Wandbilder an der Neuen Pinakothek dargestellt, wie er in seiner originellen äußeren Erscheinung bei schlechtestem Wetter, unbekümmert um den Lärm der Straße, immer in einem Buch lesend, dahinschritt. Kußmaul erzählt nun in seinen Jugenderinnerungen von einer merkwürdigen Fehde zwischen diesen

Annalen
der clinischen Schule
an der
ENTBINDUNGSANSTALT
zu
Würzburg.

Herausgegeben
von

Dr. Elias von Siebold,
Medicinal-Rath und Professor zu Würzburg.



2. Ansicht der Entbindungsanstalt zu Würzburg v. d. Abend-Seite

Erster Band.

LEIPZIG,
bei Friedrich Gotthold Jacobäer,
1806.

beiden innerlich und äußerlich so grundverschiedenen Männern: »Ringseis rief einst Stromeyer auf seine Abteilung, um einen Patienten wegen Bauchwassersucht zu punktieren. Stromeyer verweigerte den Eingriff, weil er keine Flüssigkeit im Abdomen feststellen konnte, und ging wieder weg. Darauf machte der Interne selbst die Punktion, erhielt aber nur Luft, und der Patient starb. Stromeyer, dem dieser Ausgang von Studenten hinterbracht war, meinte ironisch, das nennt man den trockenen Stich, so sticht man die Leute ab. Ringseis, dem diese Äußerung hinterbracht war, verklagte nun den Chirurgen bei der Fakultät, die diesen zum Widerruf vor den Schülern aufforderte. Stromeyer fügte sich und sagte: »Ich widerrufe hiermit, was ich gesagt habe, so sticht man die Leute nicht ab.«

Peter Krukenberg

1788 geboren. Im Lützowschen Korps 1813 14 zunächst als Jäger, später als Arzt tätig, verließ er dasselbe wegen Kränklichkeit, um 1814 trotz noch nicht einmal absolvierten Staatsexamens die medizinische Klinik in Halle zu übernehmen. 1816 gründete er die durch ihn berühmt gewordene Poliklinik, wurde aber schon 1821 auch Chef der Klinik. In dieser Stellung verblieb er vierunddreißig Jahre. Der Schwerpunkt seiner Tätigkeit in diesen langen Jahren beruht weniger auf wissenschaftlichen Publikationen als in der Pflege der Klinik und des klinischen Unterrichtes. Von diesem Manne gibt der Vater von Carl Ludwig Schleich (in dessen »Besonnte Vergangenheit«, Ernst Rowohlt Verlag) folgendes ergötzliche Beispiel seiner Manier des klinischen Unterrichts.

»Es ist erstaunlich, wie weit voran Ihr gekommen seid, seit meiner Studienzeit in Prag, Jena und Bonn, oder hier beim alten Johannes Müller, bei dem ich mit Wilms und Graefe zusammen famulierte. Aber manches war doch knapper, anschaulicher, faßlicher, wie es uns die Alten lehrten. Da sind wir gerade beim Studium der Ruhrkrankheit. Weißt du, wie der alte Krukenberg uns den ganzen gelehrten Kram in ein paar Worte zusammenfaßte? Er sagte: »Meine Herren, Hosen runter, Hosen ruff – Hosen rrunter, Hosen rruff – Hosen rrrunter, Hosen rrruff – un nischt – wie'n Eßlöffel voll Blut – – – das ist die Ruhr.«



Dr. Peter Krukenberg.

Joh. Friedrich Blumenbach

1752 in Gotha, 1840 in Göttingen. Mitbegründer der Anthropologie und erster Lehrer über vergleichende Anatomie. Philosophisch und klassisch gebildeter Gelehrter.

Der berühmte Göttinger Naturforscher suchte seinen Vortrag durch allerlei Schnurren, durch Witz und Satire interessant zu machen. Allerdings sind die Beispiele seines Witzes, die K. F. H. Marx zum Andenken an ihn in Göttingen 1840 erzählt, ziemlich fade und kaum für ein mit attischem Salz imprägniertes Publikum genießbar. »Man hat das Faultier niemals dahin bringen

können, zwei Füße auf einmal zu bewegen. In der Universal-menagerie, auf dem Berge Ararat, kann es sich nicht befunden haben, da es nur in Brasilien lebt. Hätte es vom Ararat nach Brasilien wandern sollen, so wäre es jetzt noch nicht angekommen.«

Selbst seine eigene Person verschonte er nicht.

Um das glänzende Gefieder des Kolibris zu schildern, stellte er es in Gegensatz zu dem Eindruck seiner eigenen, allerdings kümmerlichen Erscheinung.

»Darf ich dich, o Schöpfer, fragen,
Warum mußte diese Zier
Solch ein kleiner Vogel tragen,
Warum gabst du sie nicht mir?«

Zitiert nach W. Ahrens.

Christian G. Ehrenberg

geboren 1795, gestorben 1876 in Berlin. Mitbegründer der mikroskopischen Zoologie und Botanik (1838 die Infusionstierchen als vollkommene Organismen), begleitete A. von Humboldt 1829 auf der Asienreise. 1847 Ordinarius für Geschichte der Medizin in Berlin, ohne jedoch auf diesem Gebiet irgend etwas Besonderes zu leisten.

Im Jahre 1847 fand unter großem Gepränge in Cambridge eine Universitätsfeier statt, bei der Prinz Albert in Gegenwart der Königin als Kanzler der Universität installiert wurde. Auf Einladung des Prinzen nahmen an der Feier teil die damals in England weilenden deutschen Gelehrten Ehrenberg, der berühmte Berliner Naturforscher und Mediziner, der damals wegen seiner Infusorienforschungen auf der Höhe seines Ruhmes stand, und Robert Mohl, der Heidelberger Staatswissenschaftler. Mohl bemerkte, daß Ehrenberg keine Orden trug, und fragte ihn, warum er sie nicht angelegt habe, da er doch sehe, daß jedermann dies getan; er habe doch gewiß welche. »Oh,« sagte Ehrenberg, »ich habe sie bei mir,« zog mehrere, darunter den Orden pour le mérite, aus der Fracktasche hervor und band sie mit möglichster Ungeschicklichkeit um, so daß das Publikum in schallendes Gelächter ausbrach. Als Ehrenberg und Mohl dann im Verlaufe der Feier vorgetreten waren und die Kette der Großwürdenträger durchbrochen hatten, um aus der Hand des



Dr. G. Ehrenberg.

Prinzen-Kanzlers die ihnen bestimmte Würde eines Master of Arts zu erhalten, stand Ehrenberg – in papageigrünen Handschuhen – neben dem Herzog von Wellington; dieser sagte ihm: »Take off your glove, Sir!« Ehrenberg rührte sich nicht. Der Herzog: »Otez votre gant, Monsieur.« Als auch dies nichts nützte, bat der Herzog den Professor Mohl, er möchte dem Herrn in irgend einer Sprache begreiflich machen, daß er seine Hand-

schuhe auszuziehen habe. Mohl sprach nun deutsch: »In des T . . . . . s Namen, ziehen Sie doch Ihren Handschuh aus!« Dies geschah dann.

Als Ehrenberg nachher vor dem Prinzen kniete, erregten seine Stiefel, die auf dem Wege zu der Feier einen weit klaffenden Riß bekamen, jedoch bei der Kürze der Zeit nicht mehr durch andere hatten ersetzt werden können, wieder laute Heiterkeit der Studenten*).

Traugott Wilhelm Benedict

1785 in Torgau geboren, gestorben 1862 in Breslau. 1812 nach Breslau gerufen als Augenarzt von Ruf, Direktor der chirurgisch-augenärztlichen Klinik.

Eines der größten Originale, die je auf einem deutschen Lehrstuhl gesessen haben, war der Breslauer Chirurg Traugott Wilhelm Benedict (1785 bis 1862). In früheren Jahren ein sehr geschickter und geschätzter Operateur, war er recht alt geworden, nicht bloß an Jahren, sondern auch darin, daß er alles Neue haßte. So widerstrebte er der segensreichen Erfindung des Äthers und des Chloroforms und zog es vor, seine Schlachtopfer unter Qualen zu operieren, entgegen dem schönen Dieffenbachschen Worte: »Der schöne Traum, daß der Schmerz von uns genommen, ist zur Wahrheit geworden.« Zu einer Benedictschen Operation bereitete man sich vor, als ginge es zu einer Hinrichtung. Dabei wollte der alte Herr von konservativer Chirurgie nichts wissen, sondern war sehr operationslustig. Namentlich große Unterschenkelgeschwüre, die bei Zeit und Geduld fast ausnahmslos zu heilen pflegen, verurteilte er fast regelmäßig zur Amputation. Mitunter wagten die Sekundärärzte Widerspruch oder, wenn dies nichts half, versteckten sie wohl den Kranken in irgend einen Winkel, bis der Herr Geheimrat ihn vergessen hatte. Wurde er dann nach einiger Zeit, in Heilung begriffen, wieder ans Tageslicht gezogen und vorgestellt, so konnte der alte Herr wohl ingrimmig ausrufen: »Der Kerl hat uns um die Amputation betrogen.« — Da darf es auch nicht

*) Nach Robert v. Mohl »Lebenserinnerungen« (Stuttgart und Leipzig 1902) Band 2, Seite 414/415 und 419 und Max Laue, Christian Gottfried Ehrenberg (Berlin 1895, Seite 192). An letzterer Stelle ist nur von einem Orden pour le mérite die Rede, während Mohl von einigen spricht.

wundernehmen, wenn die Spottredensart aufkam: »Herr Geheimrat Benedict hat eine neue Anzeige zur Amputation beider Unterschenkel gefunden, nämlich wenn dem Kranken die Bettstelle zu kurz ist.«

Vor jeder größeren Operation betete Benedict auf seinem Zimmer in der Klinik. Ein großer und menschenfeindlicher Aberglaube beherrschte ihn: Begegnete ihm auf dem Wege zur Klinik einer seiner Feinde – er teilte die ganze Menschheit nur in zwei Klassen: in seine Feinde und Freunde – so konnte man sicher sein, daß er auch die dringendste Operation liegen ließ, wobei er dann auch wohl ganz ungeniert sagte: »Heute wird nicht operiert, Löwenmaul oder Hinkebein – denn für seine Hauptfeinde hatte er allbekannte Spitznamen – sind mir begegnet.« Gegen Klinizisten, die zu seinen »Feinden« gehörten, konnte er gelegentlich sehr sarkastisch sein. So begrüßte er einmal einen Zuhörer, der sich lange nicht hatte sehen lassen, mit den Worten, er sei, seitdem er zuletzt dagewesen, ja recht gewachsen*).

Karl Freiherr von Rokitansky

geboren in Königgrätz 1804, gestorben 1878. Begründer der allgemeinen pathologischen Anatomie. Neben seiner Gelehrtheit, die ihn zur Zierde seines Jahrhunderts machte, zeichnete ihn sein blitzartig wirkender Humor und Geist aus.

Vom Professor Rokitansky ist bekannt, daß er bei Rigorosen den Kandidaten oft die ganze vorgeschriebene Viertelstunde sprechen ließ, ohne ihn zu unterbrechen, wodurch dieser zu dem Glauben verleitet wurde, den Gegenstand vorzüglich wiedergegeben zu haben, und als der Dekan dann mit seinem »Sufficit« den Worten des Kandidaten ein Ende setzte, pflegte Rokitansky zu sagen: »Von dem, was Sie mir da erzählt haben, ist auch nicht ein einziges Wort wahr.«

Oder aber er unterbrach den Kandidaten mit der Frage: »Haben Sie das, was Sie da sagen, auch wirklich schon einmal

*) Nach Johann Paul Friedrich Scholz »Werden und Wachsen. Erinnerungen eines Arztes.« (Leipzig, Vorwort von 1895, Seite 91 bis 93). Benedicts ärgster Feind war sein Breslauer Kollege Wendt; ferner gehörten dazu die berühmten Chirurgen Rust und Dieffenbach in Berlin; siehe Max Ring »Erinnerungen« Band 1 (Berlin 1898) Seite 55/56. Ahrens.

gesehen? Wenn Sie es je noch einmal erblicken sollten, so sein's so freundlich, es mir auch zu zeigen, denn ich hab so was noch in meinem ganzen Leben nie gesehen.«

J. Lowy, Anekdoten, Wien 1880.

Joh. Lucas Schönlein

geboren 1793 zu Bamberg, gestorben 1864. 1817 Privatdozent in Würzburg. 1819 stellvertretender Direktor am Juliusspital. 1824 dort ordentlicher Professor der speziellen Pathologie und Therapie. 1833 Zürich. 1840 Berlin. Einer der berühmtesten deutschen Kliniker, der die früher naturphilosophische Richtung in der Medizin in die sogenannte naturhistorische umwandelte. 1859 nahm er seinen Abschied von der Charité und seinem Lehramt.

Schönlein behandelte König Friedrich Wilhelm den Vierten bei seiner letzten Erkrankung, zusammen mit dem Geheimrat Weiß. Die Königin wünschte noch die Zuziehung des Doktor Nix aus München. Schönlein widersprach dem und fügte hinzu: »Es ginge doch nicht, daß die Bulletins unterschrieben werden Schönlein, Weiß, Nix.

Vossische Zeitung Nr. 222, 1911, nach dem Pester Lloyd
zitiert bei W. Ahrens.

Im propädeutischen Kolleg spricht Schönlein von Eigenschaften, die die Jünger Äskulaps vor allem anderen auszeichnen müßten: »Selbstverleugnung und Beobachtungsgabe; vor nichts Ekel und Abscheu, und vor allem eine Beobachtungsgabe auch für das Kleinste. — — So zum Beispiel die Prüfung des Urins. Die alten Ärzte hätten den Zuckergehalt mit dem Finger an der Zunge erprobt. Also, meine Herren, den Finger hinein und auf der Zunge erprobt.« — So nun sollten die Schüler die vorgemachte Probe des Meisters nachmachen. Es muß für Schönlein interessant und amüsant gewesen sein, diesen Leckversuch der jungen Studenten und die entsprechenden Grimassen beobachten zu können. Aber alle brachten es fertig. — — »Nun, meine Herren, ich sehe mit Freuden, daß Sie alle den Ekel überwunden haben, einige sogar mit betrübend leichter Selbstüberwindung. Leider fehlt Ihnen allen aber noch gänzlich die Beobachtungsgabe, sonst hätten Sie bemerkt, daß ich mit dem zweiten Finger der rechten Hand in das Glas hineinfuhr, aber am dritten geleckt habe.« — —

Johann Nepomuk Rust

geboren 1775, gestorben 1840. Professor der Chirurgie in Krakau, dann Lemberg und Wien. 1816 als Nachfolger von Mursinna in Berlin Universitätsprofessor und erster Direktor der ophthalmisch-chirurgischen Klinik der Charité.



Schönlein.

Johann Nepomuk Rust, der bekannte Berliner Chirurg, der im Leben viel herumgekommen war, bevor er in Berlin erster Wundarzt und Charitédirektor, Generalstabsarzt und 1824 zum ordentlichen Professor der Universität daselbst ernannt wurde. Obwohl er zunächst in Wien die Rechte studiert hatte und 1799 Magister und 1800 die chirurgische Doktorwürde errang, war er am Krankenbett ein schlechter Lateiner. Als Professor in Krakau mußte er offenbar zu seinem Schmerz noch die Vorlesungen lateinisch abhalten. Bei der Demonstration eines vom tollen Hunde Gebissenen sagte er: hic homo est – na also von einem tollen Hunde gebissen; er war so überzeugt von der Wirksamkeit des Glüheisens in solchem Falle, daß er sich erbot, sich für 100 Louisdor von jedem tollen Hunde beißen zu lassen. Rust hielt noch im Jahre 1836 seine Klinik ab, die Operationen führte aber, weil sich bei ihm bereits Katarakt zu entwickeln begann, Dieffenbach aus. Beim ersten Beginn der von Rußland eingeschleppten Cholera war er für die strengsten Sperr-

Rezept Rusts für den sterbenden Hufeland.

maßregeln. Wenn diese sich auch als gänzlich illusorisch erwiesen, so sind sie doch Beweise dafür, daß er diese Krankheit als eine entschieden kontagiöse erkannt hatte. Als konsequenter Staats=



Dr. Rust.

beamter und Medizinalmann ließ er selbst da noch nicht von diesen strengen Sperrmaßregeln ab, als ihre Nutzlosigkeit erwiesen war. Die Cholera, welche in Berlin entsprechend dem humorvollen Charakter seiner Einwohner manches humoristisch-

satirische Flugblatt veranlaßt hatte, war Veranlassung, in einem sehr selten gewordenen Blatt den Eigensinn von Rust zu verewigen. Das Flugblatt zeigte einen Sperling, dessen Kopf die bekannten Züge von Rust hatte. Die Unterschrift lautete: Passer Rust icus! Der gemeine Sperling.

G. G. Ph. Hauck

1783 bis 1848. Berliner Geburtshelfer und Direktor des königlichen Hebammeninstituts in Berlin.

Dem bekannten Geheimen Hofrat und beliebten Accoucheur wird die so oft zitierte Anekdote zugeschrieben von der Entbindung in einer reich gewordenen Judenfamilie. Er saß mit dem Manne im Nebenzimmer und trank in aller Ruhe sein Lieblingsgetränk Kamillentee mit Champagner. Die Frau jammerte: »Ah malheureuse que je suis. Je me meurs. Miséricorde!« Hauck rührte sich nicht von seinem Sessel. Auf Drängen des besorgten Gatten: »Noch ist's nicht Zeit.« Da plötzlich: »Au waih! Au waih! Steh mir bai! Mir ist ganz taudt! Gott Gerechter!« – »Aha,« sagte Hauck aufstehend, »nun werde ich helfen.«

Zu allen Zeiten haben die Ärzte ein Äquivalent gesucht für ihre anstrengende Berufstätigkeit. Die Musik, die Kunst, das Kartenspiel war die wohltätige Ablenkung. So hatten die Berliner Ärzte im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts einen Whistklub gegründet. Hier dauerten die Sitzungen bis zum frühen Morgen und noch ein klein wenig länger. Um nun auf dem Nachhausegang ihr ärztliches Renommee nicht zu gefährden, hatte Hauck die geniale Idee gehabt, schon abends einen Krug und Brunnenglas mitzunehmen, um so auf dem Nachhausegang eine frühe Brunnenkur zu markieren.

Emil du Bois-Raymond

geboren 1818 in Berlin, gestorben 1896. Assistent von Johannes Müller. Begründung der neuen Wissenschaft der Nerven- und Muskelphysik. Seit 1858 Nachfolger von Johannes Müller als Lehrer der Physiologie an der Berliner Universität von Weltruf.

Die Prüfung bei du Bois-Raymond galt dann als besonders gefährlich, wenn man auf anderen Universitäten des großen

Meisters Sonderfach gehört hatte. Man suchte sich vor dem Examen auf das Steckenpferd des Lehrers einzureiten. Dessen biologischer Weisheitsextrakt kursierte in geistreichen Schlagsätzen, von denen ungefähr vierzig unbedingt bekannt sein mußten. Schleich (l. c.) hat einige uns hinterlassen. »Wenn das rote Blutkörperchen des Menschen die Größe eines Markstückes hätte, so müßte der dazugehörige Mensch den Chimborasso mit dem Scheitel küssen können«, oder: »wenn das Eisen, welches in dem Blute eines jungen Mädchens an das Stroma sklavengefesselt kreist, eine Form gewinnen könnte, so müßte es etwa einer Stricknadel gleichen«, oder: »hätte der Mensch die proportionale Muskelkraft eines Flohs, so würde er seinen federnden Leib mit einem Satz auf die Spitze des Kölner Doms, ja auf den Montblanc zu schleudern vermögen«.

Schleich erzählt in seiner köstlichen, aus Wahrheit und Dichtung gemischten Lebenserinnerung den Hergang bei seinem eigenen Examen.

Du Bois, ein höchst pathetischer, etwas koketter, phrasenhafter Dogmatiker, den ich nie gehört hatte, fragte: »Was wissen Sie vom Sympathikus?« – »Der Sympathikus ist eine Art Zwischengehirn zwischen Cerebro-Spinalsystem und Sinnesapparat.« Da fuhr der Olympier hoch, seine Silbermähne durchwühlend, zornsprühend mit der Zunge schnalzend, wie immer im Pathos, rief er: »Aber aus welchem Wolkenland haben Sie diesen fata-morganatischen Wahnsinn in sich eingesogen?« – »Ich habe es mir so gedacht, Herr Geheimrat.« – »Sie sollen hier nicht denken, Sie sollen etwas wissen« ... Nur ein glücklicher Zufall rettete mich vor dem augenblicklichen Verderben. Als er mich nach der Schnelligkeit der Nervenleitung fragte und ich ihm nicht gleich mit seinen Zahlen kam, geschah das Unglück. Ich sagte: »Wie schnell die Nervenleitung geht, kann man daraus ersehen, daß der Tod vom Gehirn her oft so schnell in die Glieder fährt, wie ein Blitz, so daß die Cholerakranken oft in der Stellung tot verharren, die sie eben gerade eingenommen haben. Das gibt die berühmte Fechterstellung der Choleraleichen.« Da brauste er auf: »Woher haben Sie wieder diesen hahnebüchenen Unsinn!« Von meinem Lehrer Landois in Greifswald.« – »Das ist unmöglich. So etwas hat mein Kollege niemals von sich gegeben.« – «Doch, Herr Geheimrat.« – »Das ist nicht wahr,« fuhr er beleidigend her-

aus. — Jetzt wußte ich mich meiner Sache ganz sicher und hatte Oberwasser. Ich erhob mich. »Ich muß mich zwar examinieren, brauche mich aber nicht von Ihnen beleidigen zu lassen. Der Satz steht in Landois' Lehrbuch, ich glaube auf Seite 216.« – »Es ist gut, ich gehe mich gleich davon zu überzeugen; wehe Ihnen, wenn es nicht richtig ist.« Nach kurzer Zeit kam er wieder: »Ich habe mich geirrt, es steht da, Sie haben das Examen mit gut bestanden.« Zweimaliger Knall durch die Zähne, tiefe Verbeugung meinerseits.

Joh. Christian Friedrich Harleß

1773 in Erlangen geboren, literarisch bedeutend. Zuerst Professor der Medizin in Erlangen, ging er später an die neu begründete Bonner Universität. Harleß blieb seiner historischen Neigung treu; seine Doktorarbeit war der Versuch einer Geschichte der Physiologie des Blutes im Altertum; zuletzt bearbeitete er die Seuchengeschichte. Er starb 1853.

Der Bonner Mediziner Joh. Christian Friedrich Harleß war als sehr zerstreut bekannt. Alle aus Lustspielen und ähnlichen Quellen stammende Proben von Gelehrtenzerstreutheit wurden ihm angedichtet. Als wahre Begebenheit wird jedoch folgende erzählt: Harleß fuhr einst mit der Post von Bonn nach Köln; unterwegs sah er, als fruchtbarer Schriftsteller, besonders auf dem Gebiete der Geschichte der Medizin, Korrekturen durch und, da er glaubte, zu Hause in seinem Arbeitszimmer zu sitzen und neben sich einen kleinen Ablegetisch zu haben, so ließ er die durchgesehenen und korrigierten Blätter jedesmal aus dem Fenster des Postwagens auf die Landstraße fallen*).

Karl Fr. W. Ludwig

geboren 1816 in Kurhessen, starb in Leipzig.

Er darf wohl als der Physiologe bezeichnet werden, der alle Forscher dieses Gebietes im neunzehnten Jahrhundert zu Schülern hatte. Seine Kollege in Leipzig waren auch noch am späten Abend dicht besetzt, und Schüler aller Nationen saßen zu Füßen dieses ebenso liebenswürdigen wie bescheidenen Forschers und Lehrers.

*) Nach Felix Eberty, »Jugenderinnerungen eines alten Berliners« (Berlin 1878), Seite 260.



Karl Fr. W. Ludwig.

Zu meiner Zeit kursierte folgende charakteristische Geschichte. Es wurde ihm wegen irgendwelcher Verdienste ein russischer Orden überreicht. Nachdem sich Ludwig genügend bedankt hatte, sagte er dem Überbringer, der Orden käme ihm bekannt vor, er glaube, er habe ihn schon; dann ging er an irgend eine Schublade und kramte in derselben herum. Es lagen da Orden aller Staaten in lieblichem Durcheinander. Plötzlich zog er hocherfreut einen heraus, der dem verliehenen so ähnlich sah

wie ein Ei dem anderen. Der Russe entschuldigte sich vielmals über diesen Irrtum seiner Regierung und überbrachte ihm einige Zeit später einen höheren Orden am Bande. »Sie haben wirklich Pech,« sagte er dem Überbringer, »denn den habe ich ganz bestimmt auch.« Die russische Regierung quittierte diese Blamage durch Verleihung einer Auszeichnung ohne Steigerungsmöglichkeit. Ludwig legte sie in die Schublade zu den anderen.

Friedrich Theodor Frerichs

geboren 1819, gestorben 1885.

Den Weltruf als Kliniker errang er durch seine Monographie über die Brightsche Nierenkrankheit und seine Experimente über die urämische Intoxikation. Dann sieben Jahre Direktor der Breslauer medizinischen Klinik. Hier publizierte er seine berühmte Klinik der Leberkrankheiten (1858). 1859 wurde er Nachfolger Schönleins an der Charité. Bei dieser Gelegenheit wurde Frerichs besonders geehrt, unter anderen durch Verleihung des Adels.

Der oben schon genannte berühmte Kliniker Frerichs, der der Wiener Schule des »Skeptizismus und Nihilismus« angehörte, stand bei vielen Praktikern der Medizin in dem Ruf, er könne zwar diagnostizieren, aber nicht kurieren. Namentlich spottete man darüber, daß Frerichs gewisse Lieblingsmittel zu unterschiedlos verordne, und nannte hierbei insbesondere die Belladonna. Nun starb – in der Breslauer Zeit Frerichs (1852 bis 1859) – ein Schauspieler, der sich durch stadtbekannten unsoliden Lebenswandel hervorgetan hatte, und die kollegiale Fama bezichtigte freundlicherweise Frerichs, den Unglücklichen mit zu großen Gaben von Belladonna vergiftet zu haben. Da erklärte der so Angeschuldigte eines Tages mit gutem Humor im Kolleg, der Herr sei nicht an der Belladonna, sondern an der Donnabella gestorben. Er hatte die Lacher auf seiner Seite und damit allen weiteren Klatsch zum Schweigen gebracht*).

Frerichs zeichnete ein nichts schonender Zynismus aus. Als er sich wieder verheiraten wollte, hielt er bei der Dame seiner

*) Nach Johann Paul Friedrich Scholz, »Werden und Wachsen. Erinnerungen eines Arztes« (Leipzig). Vorwort von 1895, Seite 86 bis 87. W. Ahrens.

Wahl mit den Worten an: »Mein Fräulein, darf ich Sie fragen, wollen Sie meine Witwe werden?«

Nach Mitteilungen des Herrn Oberbibliothekars Dr. P. in B. Ahrens.

Eine andere charakteristische, zynische Bemerkung berichtet Julius Schwalbe.

Frerichs wurde wohl die Berufung des ziemlich unbedeutenden Professors L. als Dermatologen nach Berlin vorgeworfen.

»Ich soll L. nach Berlin gebracht haben, weil er meine Lues kuriert habe? Unsinn! Ich hab' sie noch.«

Joh. Nepomuk Nußbaum

geboren 1829 in München, gestorben 1890; bedeutender Chirurg und erfreulicher Mann. Hat sich besonders durch die Einführung der Listerschen Antisepsis verdient gemacht. Sein Leitfaden zur antiseptischen Wundbehandlung 1877 erfolgreich. Frommer Katholik; er betete noch zu meiner Praktikantenzeit vor jeder größeren Operation.

Ein bayerischer Brauereibesitzer war gichtkrank und fuhr deshalb nach München, um den ihm persönlich seit Jahren bekannten berühmten Chirurgen von Nußbaum zu konsultieren.

»Na, lieber Krott,« sagte Nußbaum, »wo fehlt's denn?«

»Herr Geheimrat, ich hab's in den Beinen.«

»So, so, in den Beinen haben Sie's! Na, schauen S', wenn Sie's oben im Knie haben, nacha is die Gicht; wenn Sie's aber unten in den Zehen haben, nacha is das Zipperle.«

»Herr Geheimrat, ich hab's in den Knien.«

»So, dann zeigen Sie's mal her! . . . Richtig, das ist die Gicht.«

»Nun, und was hilft denn dagegen, Herr Geheimrat?«

»Ja, schaun S', lieber Krott, da denken S' jetzt mal darüber nach, und wenn Sie a richtiges Mittel wissen, nacha sagen S' mir's – dann sin ma alle zwoa in einem Jahr Millionär.«

»Nun und sonst?«

»So trinken S' halt möglichst weni und halten S' das Bein warm und gestreckt.«

»Danke schön, Herr Geheimrat, was bin ich schuldig?«

»Das kost nix, lieber Krott, aber as nutzt auch nix*).

*) Siehe E. O. Hopp, »Bibliothek des Humors«, Band 1 (Berlin), Seite 47 48. Ahrens.

Friedrich Gustav Jakob Henle

geboren in Fürth 1809, gestorben in Göttingen 1885. Zürich, Heidelberg, Göttingen. Seinen Namen verewigen unter anderen anatomischen Entdeckungen die nach ihm genannten Schleifen in der Niere.

Henle, der berühmte Heidelberger (später Göttinger) Anatom, stand mit seinem chirurgischen Kollegen Chelius nicht gerade am besten. Die Familie Chelius lebte auf großem Fuß und nahm in der Heidelberger Gesellschaft eine Art fürstlicher Stellung ein. Insbesondere war von ihr die Frau Henle immer sehr von oben herab behandelt worden, denn des Anatomen schöne Lebensgefährtin war ehemals Kindermädchen gewesen (im Hause von Henles Züricher Kollegen, dem Chemiker Löwig)*). Als Henles nun die Familie Chelius zum ersten Male zu sich einluden, gingen die Gastgeber dem Diner daher nur mit Bangen entgegen, aber des Hausherrn langjähriger, geist- und gemütvoller Freund Pfeufer ließ alle Funken seines Witzes springen, so daß die Gesellschaft in höchst animierter Stimmung verlief. Als Henle dem Freunde, der mit Chelius noch viel schlechter stand, als er selbst, später für seine vortreffliche Unterhaltung dankte, sagte Pfeufer trocken: »Dazu hat man ja gerade seine Bildung, daß man sich mit Leuten, die man nicht leiden kann, doch gut zu unterhalten weiß**).

Johann Ritter von Oppolzer

1808 in Böhmen geboren; seit 1839 übte er als Dozent in Prag eine große ärztliche Tätigkeit aus und wurde bald Primärarzt des dortigen Krankenhauses. Über Leipzig, wo er zwei Jahre Kliniker am Jakobshospital war, ging er nach Wien, wo er über zwanzig Jahre lang als Arzt und Lehrer neben Rokitanski, Skoda und Hebra den Glanz der Wiener Schule begründete. Er starb 1871 am Typhus.

Zu Professor Oppolzer kam eines Tages in die Hausordination ein polnischer Jude und klagte ihm, daß er so sehr an Verstopfung leide.

*) Bekanntlich hat Berthold Auerbach, der Freund Henles – nicht eben zu dessen Freude – den Roman dieser Ehe nach dem Tode der Frau als Motiv für eine seiner Dorfgeschichten (»Die Frau Pastorin«) benutzt, die dann von der Birch-Pfeiffer (»Dorf und Stadt«) für die Bühne umgearbeitet wurde.

**) Siehe Fr. Merkel, »Jakob Henle, ein deutsches Gelehrtenleben« (Braunschweig 1891), Seite 237 238.



Prof. Dr. J. Oppolzer.

»Wie lange schon?« fragte Oppolzer.

Der Jude antwortete: »Seit Tischebow!« (Festtag der Juden zum Andenken an die Zerstörung von Jerusalem.)

»Seit wann?« fragte Oppolzer, der diesen Terminus technicus nicht verstand.

»Seit der Zerstörung Jerusalems!« war die Antwort des Juden.

J. Löwy, Anekdoten.

K. F. H. Marx

ein beinahe vergessener Göttinger Professor, der auch das Grenzgebiet Medizin und Kunst als erster in Deutschland pflegte. Der originelle, zuletzt leider dem Bizarren und Absonderlichen sich zuwendende Göttinger Gelehrte, hat in seinen Schriften viele Aphorismen niedergelegt, die sich teils durch Witz, teils durch gesuchte und gequälte Geistreichheit auszeichnen. Er starb 1877 in Göttingen.

Der Witz ist der echte Sanguiniker. Er bringt ein heiteres Gesicht mit auf die Welt und behält es sein Leben lang.

Das viele Trinken auf die Gesundheit ist ein Ertrinken derselben.

Gewissenhafte Ärzte haben so wenig Schuld am Tode ihrer Kranken als Neugeborene am Tode ihrer Mutter.

Wie mancher hat vom Heiligen nichts an sich als das Os sacrum.

An den Börsen hat die Macht des Merkurs zu-, in den Krankenstuben abgenommen.

Bei Reichen kann die glückliche Kur für den Arzt zur Sinekur werden.

Die Konfessionen, so verschieden wie Tee und Kaffee, sind sich im wesentlichen so gleich wie Teïn und Koffeïn.

Die Ärzte dürfen unangemeldet ins Zimmer, weil sie gleich in die Vorstellungen der Kranken eingehen müssen.

Der produktive Kopf verhält sich zum Kompilator wie der Geldsack zum Bettelsack.

Rezensionen sind Zuchtruten wie die Kometen. Sie schrecken die Schwachen und tun den Starken nicht weh.

Lehrstühle, die Lehnstühle geworden, machen eher leer als gelehrt.

Bevor ein Student das Consilium abeundi unterschreibt, muß er sämtliche Schulden anerkennen; sollten nicht die Kranken gehalten werden, jenen Gebrauch nachzuahmen?

G. W. Eck – Generalarzt Kothe – Dieffenbach Eduard Wolf

Um 1840 zirkulierte in Berlin ein Vers, der die Examensorgen der Studenten zum Ausdruck brachte:

»Wer sich nicht stößt an den Ecken,
Wer nicht bleibt im Kote stecken,
Wer glücklich kommt durch den tiefen Bach,
Den frißt der Wolf noch hintennach.«



Dr. K. F. H Marx.

Der Charité-Wolf war besonders gefürchtet, behauptete aber selbst, daß er nur die Schafe fresse.

Joseph Hyrtl

geboren 1811 zu Eisenstadt in Ungarn; zuerst Professor der Anatomie in Prag, seit 1845 in Wien. Er war eine Zierde der Wiener Universität; seine eigenen Präparate mit Gefäßinjek-

tionen erfreuten sich derselben Beliebtheit wie seine anatomischen Lehrbücher, die ungezählte Auflagen erlebten. Auch als Lehrer war er ein Meister klarer Darstellung.

Zu Beginn der siebziger Jahre war die Anatomie an der Wiener Universität vertreten durch den weltberühmten Joseph Hyrtl (gestorben 1894) und durch Karl Ritter von Langer (gestorben 1887). Beide waren Antipoden in ihrer Wesensart: Hyrtl großzügig und gewohnt, den Blick stets auf das Wesentliche zu richten, – Langer im kleinen penibel und exakt. Einst prüften beide einen Kandidaten zusammen. Langer machte den Anfang: Er hatte einen Oberschenkelknochen in seinen Rockärmel gesteckt, so daß nur ein Teil davon, die obere Epiphyse, zu sehen war, und forderte den Kandidaten nun auf, nach dem sichtbaren Teile anzugeben, ob es ein rechter oder ein linker Knochen sei, ob von einem Manne oder einer Frau, und so noch einiges. Die Fragen wurden beantwortet, und die Reihe zu prüfen kam nun an Hyrtl. Dieser nahm denselben Knochen, ihn frei und offen zwischen zwei Fingern dem Kandidaten hinhaltend, sagte er mit ironischem Seitenblick auf Langer: »Herr Kandidat, Sie haben vorhin, als Sie nur einen Teil des Knochens sahen, bereits recht genaue Angaben machen können – jetzt, wo Sie den Knochen ganz sehen, werden Sie mir leicht sagen können, an welcher Krankheit der Mensch gestorben ist, wie er hieß und wo er wohnte.«

Dem Professor Hyrtl aus Wien werden zahlreiche satirische Bemerkungen zugeschrieben. Dr. J. Lövy hat sich in einer Sammlung von solchen für deren Originalität eingesetzt. Ein junger Mann aus dem Stamme Juda mit Namen Jerusalem machte sein Rigorosum. Mehrere jüdische Studenten standen wartend im Vorzimmer des Prüfungssaales, um möglichst schnell das hoffentlich erfreuliche Resultat der Prüfung zu erfahren. Als Hyrtl für einen Moment das Vorzimmer betrat und nach dem Schicksal des Studenten Jerusalem gefragt wurde, antwortete Hyrtl in traurigernstem Tone: »Weine, Juda, Jerusalem ist gefallen.«

Demselben Anatom wird auch die witzige Glosse zugeschrieben. Beim Rigorosum fragte er einen Studenten, der vor Angst zitterte: »Was wissen Sie über die Funktionen der Milz?« Der



Prof. Joseph von Hyrtl.

verlegene Jüngling antwortete: »Herr Professor, ich habe es wirklich gewußt, aber wieder vergessen.« - »Unglücklicher, Sie sind der einzige Mensch auf der Welt, der es gewußt hat, und Sie mußten es gerade vergessen.«

Michael Alois Mayer

geboren 1766; gestorben 1831.

Professor der Anatomie, früher Prochaskas Prosektor ohne das mindeste Anrecht, da er weder die medizinischen noch die chirurgischen Studien vollendet hatte. Er dankte diese Stellung lediglich dem Umstande, daß sein Vater im Hause des allge-

waltigen Stürcks Bedienter war. Der berühmte Hyrtl widmet ihm in seinem Buche »Vergangenheit und Gegenwart des Museums für menschliche Anatomie« ein ganzes Kapitel. Aus ihm sei ein Abschnitt (nach Max Neuburger, »Die Wiener medizinische Schule«) erwähnt. Amüsant genug ist es schon.

»Nun folgt ein düsteres Blatt der Geschichte. Er führt den Namen eines Mannes, welcher dreißig Jahre seines faulen Lebens auf dem entweihten anatomischen Lehrstuhl versessen hat. Solchem Lehrer, der nur geboren schien, mit der Wucht seines Bauches den Hörsaal zu beengen, hat keiner seiner Schüler, zu welchen auch ich zählen sollte, ein geistiges Vermächtnis zu verdanken. Unwissend und ungebildet, lernte man nichts von ihm, als mit Geringschätzung alle Wissenschaft betrachten . . . Die Vorlesungen, welche Mayer, der großen Anzahl der eingeschriebenen Schüler wegen, zweimal täglich gegen Remuneration von tausend Gulden zu geben hatte, dauerten selten über eine Viertelstunde und behandelten, wenn er bei Laune war, im Leberschen Sinne ganz andere Dinge als Anatomie. Sie waren deshalb stark von fremden Gästen besucht, welche sich dieses Mannes Wesen und Lehren einmal näher betrachten wollten. Beide galten in Wien und apud exteros als Kuriosität. Im Grunde ein gutherziger Mann, war er allen gewogen, die sich ihm zu nähern den Mut hatten . . . Da er niemand durch Strenge bei den Prüfungen gefährlich wurde und gewöhnlich andere für den Examinanden reden ließ, war er bei seinen zahlreichen Zuhörern, die nicht viel Besseres zu bewundern hatten, gerade nicht unbeliebt, obwohl sie insgesamt gegen illegale, von Mayer eingeführte Taxen murrten . . . Le style c'est l'homme. Mayers Schriften tragen das Gepräge seines geistigen Unwesens an sich. Die merkwürdigste unter ihnen ist eine Anatomie in Fragen und Antworten, Wien 1823, von welcher zum Glück nur der erste Teil erschien. Wissenschaftliche Forschung war ihm nie in den Sinn gekommen, darum blieben auch ihre Resultate aus. Sie sind sicher nicht enthalten in Mayers: ‚Anatomische Beschreibung des menschlichen Körpers', welche fünf Auflagen erlebte, oder in seiner ‚Auseinandersetzung der Verletzungen aller Teile des menschlichen Körpers', Wien 1821, oder in seiner ‚Praktischen Anleitung zum Zergliedern', Wien 1822 . . . . Der schlechte Groschen gilt aber dort, wo er geprägt

wurde; dreißig Jahre hat man solche Wirtschaft geduldet und belächelt. Als Caligula sein Leibroß zum Bürgermeister Roms machte, war dieses nur die Tat eines verrückten Wüstlings — solche Geschöpfe aber zu Universitätsprofessoren zu ernennen, war ein Verbrechen an der Wissenschaft, am Staate und an der Menschheit. Friede seiner Asche. Er war der dickste, und wenn er durfte, der gröbste Mann in Wien . . .«

Andererseits erkennt Hyrtl auch die Gutmütigkeit Mayers an, die in einem besonderen Falle ihm zugute kam.

Vorher wollen wir aber noch aus N. A. Frankls Erinnerungen (herausgegeben von Stefan Hock, Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen, 29. Band, Prag 1910) dieses Dichterarztes amüsante Examenschilderungen des bewußten Professor Mayer wiedergeben.

Es war damals noch Sitte, daß sich die zur rigorosen Prüfung meldenden Kandidaten den Professoren vorstellten und sie um milde Nachsicht baten. Dann fragte Mayer: »Nun, was haben Sie denn am fleißigsten gelernt?« Der Kandidat bezeichnete irgend einen Körperteil, und er konnte sicher sein, daß ihn der gutmütige Professor über denselben prüfen werde. So bezeichnete einmal einer den Magen als den Brennpunkt seines Studiums. Richtig forderte ihn nun Mayer im Examen auf: »Beschreiben Sie mir den Magen.« Der Student leierte in acht Minuten sein auswendig gelerntes Gebet herunter. Mayer sah auf die Uhr und konstatierte, daß noch sieben Minuten an der notwendigen Prüfungszeit fehlten. Er fürchtete, ein anderes, nicht präpariertes Gebiet anzuschneiden und sagte mit Bonhomie: »No, weil Sie es so schön zu sagen wissen, beschreiben Sie mir den Magen noch einmal. Bei Ihren schnellen Reden habe ich nicht alles gut verstehen können.«

Den Rigorosum präsidierte der allmächtige, von den Professoren wie von den Studenten nicht minder gefürchtete Leibarzt des Kaisers Franz, Freiherr von Stifft. Im Gegensatz zu den anderen Professoren, welche der höfischen Exzellenz gegenüber sich ehrerbietigst beugten, nahm Mayer kein Blatt vors Maul. Ein Kandidat wurde nun namentlich einmal vom Präsidenten strenge examiniert, so daß er kaum den Kalkül: »Admittimus te« erhielt. Als er sich entfernt hatte, sagte Mayer: »Wissen Exzellenz, was der sich jetzt denkt?« Und nun zitierte

er die berühmten Worte, die Götz von Berlichingen dem Boten der Reichsexekution zuruft.

Als Frankl selbst die Prüfung der Anatomie bei ihm ablegte, fragte der Zyniker Mayer »describas mihi genitalia feminea«. Ich beschrieb, und als ich zu Ende war sagte er »Unum omisisti«. Ich dachte einen Augenblick nach und erwiderte: »Hymen omisi, sed nunquam vidi.« Darauf fragte er mich in echt wienerischem Dialekt: »Wie lang sein Se in Wien?«-»Ein Jahr.« Darauf wandte er sich gegen seinen Prosektor: »Is der schon a Jahr in Wean und hats no nit zu sehen kriegt«, und zu mir gewendet fuhr er resolut fort: »Se sein a Talk, Sie kriegen nur die erste Klass.«

Das Erlebnis Hyrtls mit Mayer:

»Als ich einst«, erzählte er, »ein von mir verfertigtes Präparat über das Gehörlabyrinth in die Vorlesung mitbrachte, nahm er es mir aus der Hand, betrachtete es schweigsam und gab es mir mit den Worten zurück: »Aus dir kann einmal ein guter Prosektor werden.« Ich hatte eine Kindesleiche nach Hause getragen, um meinen ersten Injektionsversuch zu machen. Ich setzte sie, da meine Kammer nicht heizbar war, in einem Küchentopf in den Ofen, wo meine Mutter das Mittagsmahl kochte. Als Zeit zum Anrichten war, ergriff sie das unrechte Geschirr, aus welchem ihr ein hartgesottenes Menschengesicht entgegenstarrte. Ein Schrei, eine Ohnmacht folgte. Topf und Kind lagen auf dem Boden. Ich raffte letzteres auf, um es unter meinem Mantel (es war Winterszeit) eiligst und bestürzt in die Universität zurückzutragen. Auf der Schlagbrücke angelangt, tat ich auf dem Glatteise einen schweren Fall. Ein Polizeimann half mir auf und entdeckte, als der Wind den Mantel lüftete, meine heimliche Bürde. Festgenommen, auf das Kommissariat geschleppt und einstweilen in festen Gewahrsam gesteckt. Gegen Abend Verhör, Verteidigung als wahrscheinlich angenommen, aber Unschuld am Kindesmord nicht hinlänglich bewiesen. Ich berief mich auf den Anatomiediener Kasper, bei welchem ich das Corpus delicti um zwei Gulden gekauft. Unter Bedeckung zweier »Vertrauter« zu ihm geführt. Kasper total betrunken. Hierauf zu Professor Mayer, welcher eben mit der »Anatomie« des zweiten steirischen Kapauns beschäftigt war. Dieser erkannte an dem »roten Bandl« der Nabelschnur, daß das Kind aus dem Findelhaus stammte, hält mir eine kurze Verteidigungsrede und lange Strafpredigt

in geeigneter Weise, lud mich und die beiden Alguazils zum Nachtmahl ein, und so wurde aus dem vielbewegten Tage noch ein fröhlicher Abend.

Diese Geschichte erinnert mich an ein eigenes Erlebnis aus meinem zweiten Semester in Göttingen. Ich hatte bei Merckel Anatomie belegt, aber mehr gefochten und auf dem damals gerade erfundenen Zweirade mir die Umgebung angesehen. Als ich in die Ferien ging, fehlte mir das Kopfpräparat. Ich ging nun zum Anatomiediener. Es war nicht schwer, den alten Diener, den ich mit seinen Leichentuberkeln an den Händen noch heute vor mir sehe, für mich geneigt zu machen. Wir gingen in die Leichenkammer, und ich suchte mir von den dort lagernden frischen Leichen einen passenden Kopf aus, den der Diener abschnitt und den ich mit mir nahm. Ich steckte ihn in ein großes Glas, umhüllte dies mit Zeitungspapier und reiste mit ihm nach Hause. Als meine Mutter an einem der nächsten Tage auf meinem Zimmer den Kopf sah, an welchem ich eben angefangen hatte, zu präparieren, erklärte sie sofort, der Kopf oder ich müßten aus dem Hause. Was sollte ich machen? Ich benachrichtigte meinen Studiengenossen, den Sohn des Pastors Bracht, mir den Kopf abzunehmen. Er tat es mit demselben Resultate. Bracht ging am nächsten Morgen mit der gefährlichen Bürde in aller Frühe an den Rhein und warf den Kopf in den Strom. Am nächsten Tag war schon in der Kölnischen Zeitung von einem geheimnisvollen Verbrechen die Rede, da in Mülheim ein abgeschnittener Menschenkopf angetrieben war. Aber man beruhigte sich bald, da von sachverständiger Seite durch die angefangene Präparation des Kopfes der Sachverhalt richtig erkannt war.

Ignaz Philipp Semmelweiß

geboren zu Ofen 1818; 1846 bis 1849 Assistent an der geburtshilflichen Klinik in Wien. Hier legte er den Grund zu seinem Lebenswerk und seiner unsterblichen Tat der Entdeckung der Ursache des Kindbettfiebers. 1861 erschien sein klassisches Werk »Die Ätiologie, der Begriff und die Prophylaxis des Kindbettfiebers.« Er starb selbst an Sepsis im Irrenhause zu Döbling.

Die Zustände in den Geburtshäusern vor der Entdeckung der Ursache des Kindbettfiebers schilderte im Beginn seines Kollegs

seinen Zuhörern ein hiesiger Gynäkologe. Er benutzte dazu die launige Anekdote, welche mit den traurigsten Dingen der Welt spielt und trotzdem witzig genug ist.

Der Professor schickt zu einer Geburt einen jungen Assistenten. Derselbe erscheint nach zwei Tagen in ziemlich mitgenommener Form und berichtet seinem Chef über den nicht gerade erfreulichen Erfolg seiner Mission. Die Geburt habe sich stark verzögert, das Kind habe er zerstückeln müssen, die Mutter sei dabei verblutet und der Ehemann habe sich aus Trauer darüber am Totenbette seiner Frau erschossen. Als er einige Tage später wiederum eine Geburt in der Stadt leitete und in die Klinik zurückkehrte, antwortete er glückstrahlend seinem Chef, der ihn nach seinem diesmaligen Erfolge ausfragte: »Diesmal lebt der Vater.«

Im Mai 1847 hatte Semmelweiß als Assistenzarzt an der ersten Gebärklinik des Wiener Allgemeinen Krankenhauses die bahnbrechende Entdeckung gemacht, daß das sogenannte Puerperalfieber eine Pyämie sei und vorzugsweise in den Gebäranstalten der Universitäten durch Übertragung der Studierenden und Hebammen verursacht würde. Die von Studierenden besuchte Klinik wies eine fast dreifach höhere Mortalität auf als die für die Hebammen. Der Tod des Professors Kolletschka an Pyämie mit einem gleichen Krankheitsverlauf wie das Kindbettfieber war wohl der Ausgangspunkt seiner Überlegungen gewesen. 1847 erweiterte er seine Auffassung dahin, daß nicht allein das Leichengift, sondern auch andere zersetzte organische Materien infektiös wirken können. Nicht nur die Hände der Untersuchenden ließ er in Chlorkalklösungen sich reinigen, sondern er desinfizierte auch Instrumente und Verbandsmaterial. Unter diesen Maßnahmen sank die Mortalität schon im Jahre 1848 von 9,9 Prozent auf 1,2 Prozent. Diese bahnbrechende Entdeckung mit solch eklatanten Erfolgen wartete vergeblich auf Anerkennung der wissenschaftlichen Welt. Der Mann, den wir heute unter die Heroen der Medizingeschichte zählen, wird zum Beispiel im Grundriß der Geschichte der Medizin von Hermann Baas, 1876, und in Haesers großem Lehrbuch vom Jahre 1881, 3. Auflage, noch nicht einmal erwähnt. Wohl aber sein Gegner Scanzoni von Lichtenfels; an diesen Professor der Geburtshilfe zu Würzburg richtete er 1861 von Pest aus einen offenen Brief, dem er

im Jahre 1862 einen solchen an sämtliche Professoren der Geburtshilfe folgen ließ. Die Sprache dieser Flucht in die Öffentlichkeit ist für eine wissenschaftliche Diskussion ungewöhnlich. Aber man erkennt aus ihr weniger geistigen Hochmut oder Überschätzung, sondern nur die Not und Qual des sich von der Universitätsclique unterdrückt fühlenden Gelehrten. Die Nachwelt hat das Unrecht dieser Verkennung wieder gut zu machen versucht. In der Würzburger Entbindungsanstalt waren vom 1. Februar bis 15. April 1859 neunundneunzig Geburten vor sich gegangen mit dreißig Puerperalerkrankungen und neun Todesfällen. Scanzoni war der Ansicht, daß das Puerperalfieber epidemischer Ursache sei. »Ich gestehe, daß ich diese Ansicht nicht teile. Ich glaube vielmehr, daß die Hebammen und die praktischen Ärzte, welche in Würzburg und dessen Umgebung die geburtshilfliche Praxis ausüben, gerade so kolossale Ignoranten sind, als Sie selbst, Herr Hofrat. Es wird gesagt, daß es besonders hervorgehoben werden müsse, daß die Erkrankungen in Würzburg und dessen Umgebung nicht der Praxis eines Arztes angehörten; natürlich, es ist ja nicht bloß ein Arzt, sondern alle Ärzte, die dort praktizieren, sind Ignoranten in bezug der Verhütung des Kindbettfiebers, und an dieser Ignoranz sind die Professoren der Geburtshilfe schuld, bei denen die praktizierenden Ärzte Geburtshilfe gelernt. Und diesbezüglich haben Sie, Herr Hofrat, ein bedeutendes Kontingent aus Unwissenheit Mordender in Deutschland versendet.«

»Ihre Lehre, Herr Hofrat, basiert auf den Leichen aus Unwissenheit ermordeter Wöchnerinnen, und nachdem ich den unerschütterlichen Entschluß gefaßt habe, dem Morden, soweit es in meiner Macht liegt, ein Ende zu machen, richte ich an Sie, Herr Hofrat, folgende Aufforderung . . . Sollten Sie aber, ohne meine Lehre widerlegt zu haben, fortfahren, Ihre Schüler und Schülerinnen in der Lehre des epidemischen Kindbettfiebers zu erziehen, so erkläre ich Sie vor Gott und der Welt für einen Mörder, und die Geschichte wird Sie als medizinischen Nero verewigen.«

Diese Keulenschläge entsprachen seiner massigen, blonden, stiernackigen Grenadierkörperlichkeit. Sie entsprachen aber auch dem wilden, aufbrausenden und zornigen Gemüte und einer zuletzt pathologischen Hemmungslosigkeit. Als auch der Erfolg

des 1861 erschienenen klassischen Buches »Die Ätiologie, der Begriff und die Prophylaxe des Kindbettfiebers« ausblieb, veränderte sich Körper und Geist dieses seltenen Mannes. – Alfred Freiherr von Berger, der sich der dankbaren und doch so undankbaren Aufgabe unterzieht, das Leben Semmelweiß' zu erzählen, berichtet eine Geschichte, die zum mindesten – wenn sie nicht wahr ist – gut erfunden ist, von der letzten Fahrt Semmelweiß' nach Wien in die Görgensche Anstalt unter Begleitung eines Freundes. Der Dampfer fuhr in der Nähe von Preßburg gegen Abend auf eine Sandbank, konnte nicht flott gemacht werden und die Reisenden mußten nachts auf dem Schiffe bleiben. Ein kleiner blonder Knabe spielte vor des Kranken Füßen. Er kam auf Anruf zu dem riesengroßen und überstarken Manne und legte zutraulich sein kleines Händchen in die große fleischige Rechte. Die Mutter näherte sich ihm. In der Erinnerung des Geisteskranken tauchten alte Bilder auf. Er wähnte sich wieder Spitalarzt. »Sind Sie die Mutter des Knaben?« fragte er in geschäftlichem Tone. »Nein,« sagte die Mutter, »ich bin seine Tante,« um Ungelegenheiten zu entgehen. »Die Mutter ist tot.« - »So,« sagte Semmelweiß, »merkwürdig! Wann ist sie denn gestorben?« - »Bei der Geburt eines Schwesterchens.« - »So,« sagte Semmelweiß, »also vermutlich an . . . an« . . . er schien vergebens das Wort zu suchen, das seinem Leben die unsterbliche Bedeutung gegeben hatte. Zu seinem Freunde und Wärter gewendet, fuhr er fort: »Ist das nicht merkwürdig und wunderbar, daß Menschen an einer Krankheit sterben können, die es gar nicht mehr gibt! Sogar ihren Namen habe ich vergessen und bin doch ein gelehrter Arzt, und doch sterben sie noch immer daran, die dummen Frauenzimmer.« – Der Tod Semmelweiß erfolgte schon nach drei Wochen, aber nicht an seinem Gehirnleiden, sondern an Pyämie, da er sich bei seiner letzten Operation in Pest an der Hand infiziert hatte.

Rudolf Virchow

Über den großen Mann, der zwei Menschenalter nicht nur die Berliner medizinische Fakultät, sondern auch die medizinische Welt beherrschte, und dessen zunächst so erfolgreiche Tyrannis zuletzt eine unleugbare Hemmnis in der Fortbewegung und

Entwicklung unserer Disziplin war, ist eine Reihe charakteristischer Anekdoten im Umlauf. Keiner hat ihnen mit seinem dichterischen Stempel eine feinere Prägung verliehen, als Karl Ludwig Schleich, der 1883 im Pathologischen Institut der Charité Famulus war. Virchows Steckenpferd war die Nomenklatur, eine starke Neigung zu sprachlichen Spitzfindigkeiten beherrschte ihn. Entgleisungen in dieser Richtung hin ließ er nicht nur nie bei seinen Schülern, und besonders im Examen, durchgehen, sondern man hatte sogar im Gespräch mit ihm das Untergefühl, daß er auf solche lauerte. Doch hören wir Schleich. Virchows Aufsatz »Über Barbarismen in der Medizin« allein beweist, wie peinlich scharf er Sprachwurzeln nachspürte und bis in den Tod Verbindungen von lateinischen und griechischen Lehnsgliedern haßte. Auch falsche Adjektivbildungen waren ihm schwer zuwider (peripherisch und peripher, Diphtherie und Diphtheritis). Dann konnte er ungemein heftig werden. Ich war Zeuge und Protokollant, als er einen Unglückswurm von Examenskandidaten bei solchen kriminellen Entgleisungen unterbrach mit den Worten: »Halten Sie ein! Wem sehen Sie ähnlicher, Ihrer Mutter oder Ihrem Vater?« Verblüfft stotterte der Kandidat: »Ich glaube, meiner Mama!« Darauf Virchow zu unserem Entsetzten: »Die arme Frau!« Als Selbstsühne ließ er den mäßig Vorbereiteten durch das Examen, der seinerseits wohl vor Freude über sein kaum erhofftes Glück Ähnlichkeiten und tödliche Kränkungen kleine Scherze sein ließ. Einmal irrte sich der große Wortanalytiker selbst sehr verblüffend. Er ließ einen älteren Arzt durch das Kreisphysikusexamen fallen, weil er nicht wußte, woher das Wort »Serum« (in Blutserum) komme. Bei einem Fakultätsdiner von von Bardeleben interpellieret, wie er seinen Neffen deshalb »rasseln« lassen könne, nannte Virchow obigen Grund. Worauf Rundfrage am Tisch. Keiner der anwesenden Koryphäen wußte die Ableitung des Wortes. Worauf Virchow überlegen lächelnd erklärte: »Das kommt von Serus, a, um – klar!« Inzwischen war der sogenannte Knochen-Wegner, sein erster Assistent, ein derber Grobian, an das Konversationslexikon gegangen, kam zurück und sagte scharf: »Das ist falsch. Serum ist griechischen Ursprungs und kommt von to serron = die Blutflüssigkeit!« Staunen – und Virchow saß selbst in der philologischen Mause-

falle, ließ den Kandidaten noch einmal kommen, zerriß sein Dokument, prüfte von neuem und schrieb hin: »Mit I bestanden. Virchow.«

Virchow – Cohnheim

Schleichs »Besonnte Vergangenheit« erzählt von einer sentimentalen Szene in einer anmutigen und beinahe glaubhaften Form.

Eines Herbstnachmittags spät klopfte es an der Türe des allgemeinen Präparatenzimmers. Ein hoher, spärlich ergrauter Herr stand davor in einer imponierenden Stellung. »Mein Name ist Cohnheim,« sagte er freundlich, »ich wünschte wohl einen der Herren Assistenten zu sprechen.« - »Schleich,« stammelte ich – »doch nicht der berühmte Julius Cohnheim, Virchows größter – –« Er lächelte: »Derselbe,« nickte er. »Vielleicht können Sie mir behilflich sein. Ich höre, es ist eine Marmorbüste Virchows von Schaper gefertigt worden. Ich hätte sie gern einmal gesehen. Ich bin nicht ganz in Frieden aus diesen Räumen gegangen, möchte aber vor meinem, wohl nicht mehr fernen Ende noch einmal, wenn ihn nicht persönlich, doch sein, wie ich höre, vorzügliches Bildwerk in Augenschein nehmen!« - »Aber selbstverständlich!« Ich beeilte mich, ihm mitzuteilen, daß ich ganz allein im Institut sei, und führte ihn in den großen Doziersaal, wo Virchows Büste rechts an der Wand aufgestellt war. »Ist der alte Hübner noch hier?« Da stand er schon bei uns. »Mein Gott! Herr Geheimrat. Na, die Ehre! Warten Sie mal, das sind vierzehn Jahre her. Ja, ja! Es rollt sich so zusammen, sagt der Kegelschieber. Die Büste wollen Sie sehen? Da hängt se. Aber mit'n Zeltdach. Der Geheimrat will sich nicht immer als seine eigene Leiche bei's Dozieren vor sich sehen, wie 'nen Totenspiegel. Das stört ihn. Darum muß ich ihm immer zudecken. Wird aber alle acht Tage gestaubt. Nu sehn Se'n sich mal an! Ja! – – Nich? Wie aus'n Auge geschnitten. Sehr künstlerisch – natürlich!« Der große Cohnheim stand, den Hut in der Hand, in träumerischer Versunkenheit. Der schwatzhafte Hübner ließ nicht locker. »Nu soll'n Se ihn mal erst mit der Brille sehn; sehn Se mal, wenn ich ihm so meinen Kneifer aufsetze« – er nahm einen Stuhl und wollte wirklich sein Glas Virchow auf die Nase klemmen. Cohnheim wehrte hart ab. Aber Hübner ließ es sich

nicht nehmen. Da wandte sich der größte und bedeutendste Schüler Virchows, der hier nur einen stillen, pietätvollen Besuch abstattete, lächelnd zum Gehen. »Sie sind doch immer noch der alte Hübner.« Nachher fragte dieser mich: »Soll ich nun Rudolfen was von der Visite sagen? Is doch drollig. So hintenrum, gewissermaßen bei Nacht, ohne Offiziosum! Schade, daß sie sich so verknurrt haben. Cohnheim war unser Begabtester. Ein großes Lumen! Wie is der aber schnell gealtert. Sieht ja beinahe so alt aus wie Rudolf. War doch kaum dreissig, als er von uns machte. Riecht 'n bißchen nach prämature Senescitität.«

Der große Mann hatte wenig Zeit. Namentlich war es für Staatsexaminanden schwer, einen Termin zu erhaschen, an dem er auch kam. Einer hatte es sehr eilig mit der Prüfung. Virchow hatte ihn schon mehrfach bestellt. Vergebens. Da faßte er den Meister einmal, der schon im Frack war. Er mußte zu einer Magistratssitzung. Virchow fühlte ein mitleidiges Rühren über die unglücklichen Augen des Kandidaten. »Wissen Sie, ich muß erst ins Rathaus, dann in den Reichstag. Ich werde Sie unterwegs prüfen. Steigen Sie ein.« So geschah es. Der Student war überglücklich über diese eigenartige Examensfahrt. Als sie am Brandenburger Tor angekommen waren, sagte Virchow zum Kandidaten: »Sagen Sie dem Kutscher, er solle halten. Steigen Sie aus; Sie sind durchgefallen.«

Nach Mitteilung von S. R. Alfred Peyser.

Die älteren Berliner Ärzte werden sich mit gewisser Wehmut der Zeit erinnern, wo der große Mann ineinandergekauert, scheinbar schlafend, mit geschlossenen Augen die Berliner Medizinische Gesellschaft leitete; trotz dieses Gebarens ging durch den Saal gewissermaßen ein geistiges Fluidum, welches die Zuhörer immer in Spannung hielt. Wie die medizinischen Arbeiten früherer Jahrhunderte fast ausnahmslos sich auf Hippokrates und Galen beriefen, so war es ein officium nobile namentlich für die jüngeren Vortragenden, die Ansichten Virchows über das Thema namentlich zu erwähnen. Es wäre eine interessante Arbeit, nicht nur als Dokument medizinischen Autoritätenglaubens, sondern auch menschlicher Gesinnung, einmal festzustellen, wie mit einem Schlage, nachdem Virchow die Augen für

immer geschlossen hatte, auch der Name des Mannes als Zitat von der Rednerbühne der Gesellschaft zunächst verschwand.

Brief Virchows an seinen Vater

Charité, 17. Juni 1847.

... Neben diesen großen Ereignissen arbeite ich ruhig fort und bin in diesem Augenblick namentlich mit dem zweiten Heft unseres Archivs lebhaft beschäftigt. Ich experimentiere namentlich viel an Hunden und hoffe, dadurch wieder ein gutes Stück weiter in der Entwicklung vernünftiger pathologischer Ansichten zu kommen. Ich schrieb Dir wohl schon, daß ich neben meinem gewöhnlichen Cours noch einen zweiten für praktische Ärzte halte, in dem Geheime Räte, Medizinalräte und eine Reihe alter und junger Praktiker sich befinden; das macht mir viel Spaß. Es gehört nun einmal eine gewisse Popularität dazu, um eine junge medizinische Schule zur Geltung zu bringen. Daß es jetzt geht, ist klar, und ich habe davon zuweilen recht kuriose Beispiele. Eines der seltsamsten ist folgendes: Vor einiger Zeit bin ich auf einem Balle bei Madame Crelinger*), ich tanze mit einer jungen Dame Contretanz, der ich eben zuvor vorgestellt war. In einer Pause sagte sie: »Habe ich recht gehört, sind Sie der Doktor Virchow?« Als ich bejahte, fragte sie weiter: »V – i – r – ch – o – w?« Im höchsten Grade erstaunt, bejahte ich auch dieses. Darauf sagt sie: »Ach, da ist das gewiß Ihr Herr Vater, der die Vorlesungen über pathologische Anatomie hält?«

Was machen die Saaten? Im allgemeinen scheinen die Aussichten ja günstig zu sein, so daß die geleerten Vorratskammern sich wieder etwas füllen können ...

Viele Wünsche für Deine Fluren. Dein Rudolf.

Aus »Ärztebriefe« von Erich Ebstein.

Die beiden Landois

Leonard Landois, geboren 1837 in Münster i. W., 1872 in Greifswald Professor der Physiologie. Sein bekanntes Lehrbuch erlebte über zehn Auflagen; beschäftigte sich mit der Anatomie der Parasiten.

*) Gemalt von Franz Krüger auf dem Gemälde »Parade von 1839« mit ihren beiden Töchtern.

Hermann Landois, der Zoologe, sprach einst in seiner Vorlesung über die Versuche große Tiere zu bekommen, und fuhr dann fort: »Mein Bruder (der Greifswalder Physiologe) hatte es bei dem Studium des Demodex besser. Er trägt diese in den Mitessern vorkommenden Haarbalgmilben immer auf seiner Nase mit sich herum.«

Frankfurter Zeitung Nr. 34, 1905; zitiert bei W. Ahrens.

Hermann von Zeißl

1817 bis 1884; bei Zwittau in Mähren geboren. Sekundärarzt im Wiener Allgemeinen Krankenhaus bei Hebra. Hervorragender Syphilidologe von Weltruf. Er förderte vor allem die Dualitätslehre in dem Maße, daß er ihr allgemeine Anerkennung verschaffte.

Ein junger Mann kam zu Zeißl mit dem Initialstadium der Syphilis. Er sprach seine Hoffnung aus, in sechs Wochen so kuriert zu sein, daß er heiraten könnte. Als Zeißl dies rundweg ablehnte, geriet der junge Mann in Erregung und verstand nicht, daß dies scheinbar geringfügige Geschwür solch einschneidende Folgen haben könne.

»Sehen Sie mal,« setzte Zeißl ihm das auseinander, »Sie wohnen in Baden. Dahin können Sie auch nicht direkt und in einer Viertelstunde gelangen. Jetzt haben Sie hier das Geschwür. Das ist Meidlingen. Dann kommt der Ausschlag, das ist Hetzendorf, dann kommen Halsbeschwerden, das ist Atzgersdorf, und so geht es fort und fort, bis Sie gesund sind, dann sind Sie in Baden. Aber das dauert doch eine ganze Zeit.«

Dr. I. Löwy, Anekdoten aus medizinischen Kreisen, 1880.

Johannes Müller

geboren 1801 zu Coblenz, gestorben am 24. Juli 1858 in Berlin. Lehrer von Schwann, Henle, Bruecke, Du Bois-Reymond, Virchow, Helmholtz, Lieberkühn, Remak u. a. Gedächtnisreden von Virchow und Du Bois-Reymond.

Auch Johannes Müller, der berühmte Berliner Biologe und Physiologe, konnte es nicht leiden, daß im Hörsaal geraucht wurde. »Das Auditorium ist keine Tabagie,« sagte er, als er einst zur Vorlesung hineinkam und Zigarrendampf witterte, und ging dann

sogleich wieder fort. Auf dem Präparierboden war dagegen das Rauchen von altersher gestattet; viele behaupteten, beim Genuß des Tabaks gewöhne man sich leichter an den Geruch der Anatomie. Wenn Müller nun zu einem Studenten trat und dieser weiter rauchte, so sah ihn der Professor mit seinem durchbohrenden Blicke so lange an, bis er die Zigarre neben sich legte. Dann nahm Müller die Zigarre wohl umgekehrt in die Hand und fragte, indem er mit dem Mundende der Zigarre in das frische Präparat hineinfuhr: »Was ist das? – Was ist das? – Was ist das?« So hatte er denn ein Mittel, das Rauchen, wenn auch nicht zu verbieten, so doch zu verhindern, und jedenfalls lernten die Studenten sehr bald, ihre Zigarren, sobald Müller nahte, in Sicherheit zu bringen*).

Der große Forscher versenkte sich jedesmal ausschließlich in den Gegenstand, mit dem er gerade beschäftigt war, und hielt alles, was damit nicht zusammenhing, entschieden von sich fern. Von sonstigem Wissensstoff behielt er daher in seinem an sich vorzüglichen Gedächtnis gleichsam nur das, was er für den täglichen Bedarf seiner Vorlesungen brauchte, so daß er einmal, als ihn jemand im Sommer über einen schwierigen Punkt in der menschlichen Anatomie befragte. antwortete: »Das weiß ich nur im Winter«**).

Johann Wilhelm von Wiebel

geboren 1767 in Berlin, preußischer Militärarzt, feierte 1844 sein sechzigstes Dienstjubiläum. 1836 an Hufelands Stelle erster königlicher Leibarzt.

Der Generalstabsarzt Johann Wilhelm von Wiebel (1847 gestorben), Leibarzt Friedrich Wilhelm des Vierten, ersehnte zu seinen sehr hohen Ordensauszeichnungen noch eine höhere und legte es bei jedem Ordensfest darauf an, sie zu bekommen. Einst – es war das letzte Ordensfest, das zu erleben ihm beschieden war (1846) – ging er am Morgen des Festes zum König, bei dem er als Leibarzt stets freien Zutritt hatte, und der Monarch verabschiedete ihn schließlich mit den Worten: »Nun, lieber

*) Otto Braun, Akademische Erinnerungen eines alten Arztes an Berliner klinische Größen. Berlin 1901, Seite 20 21.

**) Nach Emil Du Bois-Reymond, »Reden«. 2. Folge. Leipzig 1887, S. 282. Ahrens.



Dr. Joh. Müller.

Wiebel, sage ich Ihnen Adieu, wir sehen uns aber beim Ordensfeste wieder.« — »Da geh' ich nicht hin,« versetzte Wiebel barsch. — »Warum denn nicht?« — »Ich habe ja nischt gekriegt!« — »Wirklich? Sie hätten nichts gekriegt? I, da muß ich doch nachsehen. Dort liegt die Ordensliste, geben Sie doch mal her!« Und nachdem der König die Liste eine Weile durchlaufen, setzte er hinzu: »Wahrhaftig, Sie haben recht, Sie stehen nicht drin! Nun, da gratulier' ich Ihnen bestens; da brauchen Sie wirklich nicht hinzugehen*)!«

*) Siehe »Tagebücher von Varnhagen von Ense«. Herausgegeben von Ludmilla Assing. Band 3 (Leipzig 1862), Seite 296/297. Ahrens.

Nikolaus Rüdinger

Der Münchener Anatom Nikolaus Rüdinger (gestorben 1896) war anfänglich Barbier gewesen, hatte als solcher in Heidelberg, zufolge einer um die Mitte des Jahrhunderts noch in mehreren Staaten bestehenden Einrichtung, einige Vorlesungen gehört, um dann die Laufbahn der niederen Chirurgie zu ergreifen, und wurde erst später durch eine kleine Erbschaft in den Stand gesetzt, regelrecht Medizin zu studieren, – ein Bildungsgang, auf den Rüdinger mit Recht ein wenig stolz war*).

Als er eines Tages in seinem Sektionskurs einen Studenten deswegen tadelte, weil dessen Messer viel zu stumpf seien, suchte sich dieser zu entschuldigen, indem er meinte, er verstehe sich auf das Schleifen nicht; wo sollte er das wohl gelernt haben? Er sei doch nicht – Barbier gewesen. »Natürlich nicht,« entgegnete in aller Gemütsruhe der Professor, »wenn Sie es gewesen wären, Sie wären es auch geblieben«**).

Friedrich Tiedemann

Der Heidelberger Anatom Friedrich Tiedemann (gestorben 1861) ermahnte die jungen Studenten in der ersten Stunde eindringlich, das Kolleg nicht zu schwänzen und jede freie Stunde zu Übungen im Präpariersaal zu benutzen. »Ärzte ohne Anatomie,« sagte er, »gleichen den Maulwürfen: sie arbeiten im Dunkeln, und ihrer Hände Tagewerk sind – Erdhügel«†).

Martin Langenbeck

Der Göttinger Anatom und Chirurg Konrad Johann Langenbeck (gestorben 1851), der Onkel des berühmten Berliner Chirurgen, hatte für nichts außerhalb seines Fachs Sinn und erklärte in seiner Klinik wörtlich: »Die Menschen zerfallen in solche, welche operieren, und in solche, welche sich operieren lassen«††).

*) Nach »Allgemeine Deutsche Biographie«, Band 53, 1907, Seite 582.

**) Nach Erzählung eines befreundeten Arztes. Ahrens.

†) Nach Adolf Kußmaul, »Jugenderinnerungen eines alten Arztes« (5. Auflage, Stuttgart 1902). Seite 197. Ahrens.

††) Nach Georg Friedrich Louis Stromeyer, »Erinnerungen eines deutschen Arztes.« (Hannover 1875.) Band 1, Seite 132.

Der Dichter Nikolaus Niembsch von Strehlenau (Nikolaus Lenau) als Medizinalstudent (1802 bis 1850).

Leopold Kompert, Sonntagsblätter Seite 17 ff., aus Max Neuburger, Die Wiener Medizinische Schule.

Aus den Erinnerungen eines ungarischen Arztes: »Nikolaus Niembsch war ein gar lieber, trefflicher Junge. Wir waren beide Mediziner, am Leichentisch hatten wir flüchtige Kollegenbekanntschaft gemacht; nach einigen Monaten waren wir Freunde geworden, – wenn Sie gegen die Zusammenstellung des Großen mit dem Kleinen, Achilles und Thersites, nichts einzuwenden haben. Wir wohnten zusammen. Mir tönen noch die Klänge von Lenaus Gitarre vor, die er meisterhaft zu spielen verstand; wenn ich schon längst im Bette, saß er träumerisch am Fenster und ließ wundervolle Weisen aus dem Instrument hervorquellen; ich sehe ihn noch im Mondlicht dasitzen und phantasieren ... ,Neulich,' fuhr der Doktor fort, ,las ich wieder in Lenaus ,Faust'. Mir fiel gleich in der ersten Szene zwischen Faust und Wagner im anatomischen Theater, die mit den Worten beginnt: ,Wenn diese Leiche lachen könnte, traun!' das merkwürdige Übereinstimmen mit seinen Ansichten aus unseren medizinischen Studienjahren ein. Ich weiß nicht, wie Poeten dichten, aber mich dünkt, jeden Gedanken, den sie aussprechen, müßten sie früher in und an sich erlebt haben und erfahren. In jener Unterredung Fausts habe ich Lenau gefunden, so wie wir beide Anatomie studierten. Lenau war ihr mit Eifer und Vorliebe ergeben; jene Verse Fausts, wo er von seinen Nachtstudien spricht, wie er über das wunderbare Nervengeflecht brütend dasitze und dem Leben nachhänge, sind buchstäblich wahr. Lenau hat solche Nächte durchgemacht. Er studierte immer anders als wir andern, die Wissenschaft regte seine Seele auf, da kamen Zweifel und Bedenken hervor, wo wir immer in verba magistri schwuren. Besonders in der Physiologie. Zur Anatomie bringt man Glauben mit, und der geht auch nicht verloren. Man wühlt in den Fragmenten des Menschen, weil Hoffnung uns verleitet, das Leben, das ,scheue Wild', in seinen geheimsten Verstecken aufzujagen. Physiologie will nur der Treiber sein, sie gibt nichts als Hypothesen. Ich sah einmal Lenau grimmig vom Buche aufspringen, in dem wir eben studierten, und da rief er: ,Was ist das für eine Wissenschaft,

wo es immer heißt: das ist noch nicht klar, oder: über diesen Punkt sind die Meinungen geteilt usw. Ist das Wissen, ist das Können? Ich will Licht, Klarheit, Wissen.‘ Mir fällt dabei eine komische Szene ein, die ich nicht unerwähnt lassen darf. Professor . . ., der auch Physiologie vortrug, war ein tüchtiger, emsiger Arbeiter auf dem Felde dieser Wissenschaft. Mit wahrem Bienenfleiße sammelte und forschte er in allen Blumen; was aber das Resultat betrifft, ist er immer eine Drohne geblieben. Wie ein Schwamm hat er das beste, das klarste Wasser eingesaugt; drückt man ihn aber – ich will eben nicht sagen, daß es reines Quellwasser war, was er von sich gab. Hören Sie nun, was geschah. Lenau wurde einst geprüft; er hatte, wenn ich nicht irre, über das Blut zu sprechen. Im Verlaufe seiner Antwort nun äußerte er eine der kühnsten und gewagtesten Hypothesen, die so abenteuerlich fremd klang, daß der Professor hastig ausrief: ‚Wo haben Sie das her, Herr von Strehlenau?‘ - ‚Das haben Sie uns ja selbst diktiert, Herr Professor!‘ gab Lenau ruhig Bescheid. ‚So?‘ meinte der Professor. Darauf wurde Niembsch selbständig kühn; er sprach nun eine andere Hypothese aus, die in keinem andern Buche als in seinem Gehirne stand, aber – kolossal gewagt und abstrakt war, daß sie schon im Aussprechen in sich selbst zerfiel. Der Professor wagte es aber nicht mehr, nach ihrem Urheber sich zu erkundigen. Lenau hat nur die drei ersten theoretischen Jahre der Medizin in Wien gehört; er soll später die Heidelberger Klinik besucht haben . . .« Der Professor war Czermak.

Hermann Ludwig Ferdinand von Helmholtz

geboren in Potsdam 1821; 1838 Eleve des Friedrich-Wilhelm-Instituts. Später Unterchirurg in der Charité und 1843 Militärarzt in Bonn, 1848 Anatomielehrer an der Berliner Kunstakademie, ging dann 1849 nach Königsberg als Professor der Physiologie und allgemeinen Pathologie, 1858 nach Heidelberg und übernahm 1871 in Berlin die Direktion des Physikalischen Instituts. Weltberühmter genialer Physiolog und Physiker. 1851 Berlin, Beschreibung eines Augenspiegels zur Untersuchung der Netzhaut im lebenden Auge, 1899 seine Marmorstatue vor der Berliner Universität enthüllt. Starb am 8. September 1894.

Serenissimus ließ sich bei Empfängen in der Regel von einem

dicht neben ihm stehenden Adjutanten über die Personalien der Betreffenden informieren. Eines Tages war Hermann Helmholtz geladen, und der Adjutant soufflierte: »Augenspiegel!« Serenissimus setzte ein schalkhaftes Gesicht auf, tippte den großen Gelehrten scherzhaft in die Seite und rief verständnisvoll schmunzelnd: »Eulenspiegel«*)!

Jonas Bàron

in Ungarn 1845 geboren, seit 1874 Primatchirurg des Pester israelitischen Spitals.

Auf einer seiner Konsultationsfahrten überland kam er zu einem Magyarengrafen, dessen Frau schwer erkrankt war. Der Graf war in großer Aufregung, da er sehr besorgt war. Trotzdem hatte er einen herrlichen Frühstückstisch zurechtstellen lassen mit allen Primeurs der Jahreszeit. Da der Professor als starker Raucher bekannt war, überließ er ihm nach dem Frühstück die Auswahl unter seinen herrlichen Importen, nicht ohne dem Gelehrten in den Wagen noch einige Coronas für die Fahrt zuzustecken. Als der Professor nach acht Tagen wieder auf das Gut kam, ging es der Gutsherrin schon etwas besser. Die Lebensgefahr war vorüber. Der Arzt hatte absichtlich dieselbe Zeit gewählt und sich auf der Hinfahrt auf Frühstück und Zigarren gefreut. Doch nichts von dem. Der Graf geleitete den wohl etwas verdutzt aussehenden Gelehrten selbst an den Wagen, ihm aus seiner Tasche eine Virginia kredenzend. Bàron betrachtete erstaunt den Glimmstengel, und ihn von allen Seiten umdrehend, sagte er dem Grafen: »Schaun's, Herr Grof, so gut geht's der Frau Gemahlin halt noch nicht.«

Karl G. Fr. R. Leuckart

geboren 1823 in Helmstädt; großer Zoologe; Professor in Leipzig. Die Parasiten des Menschen und die von denselben herrührenden Krankheiten. Zweite Auflage, 1879.

Das Kolleg von Leuckart war sehr amüsant; er nahm gern auch Gelegenheit zu erotischen Exkursen. Ich selbst habe folgende Geschichte von ihm gehört oder sie kursierte wenigstens

*) Viel erzählt, so auch zum Beispiel Alexander Moszkowski, »Die unsterbliche Kiste« (Ausgabe 1907), Seite 16.

damals als von ihm berichtet. Wenn man eine Geschichte mehrfach wiederholt hat, weiß man schließlich nicht mehr den Ursprung. Erinnerungsbilder seit der Jugendzeit rekapituliert, prägen sich derartig ein, daß sie Realität werden, selbst wenn sie nie organisch gesehen wurden.

Also Leuckarts blaustrümpfige Tochter hatte so viel von Gonorrhöe gehört, daß sie des Wortes Bedeutung vom Vater wissen wollte. Der Vater, in Verlegenheit, sagte, das sei der Fachausdruck für einen schlimmen Katarrh. Kurze Zeit darauf verhinderte eine heftige Grippe den Professor, sein Kolleg abzuhalten. Ein Student besuchte ihn deshalb in seiner Behausung zwecks Testierung des Kollegbesuchs. Die Tochter fertigte den Kandidaten ab: der Vater sei nicht zu sprechen, er liege mit einer schlimmen Gonorrhöe im Bett.

Adolf Kußmaul

1822 zu Graben bei Karlsruhe geboren. Zunächst praktischer Arzt, dann Lehrer und Professor in Heidelberg, Erlangen, Freiburg und zuletzt 1876 in Straßburg i. Els., wo er eine besonders segensreiche Tätigkeit ausübte. Namentlich auf dem Gebiete der Magenkrankheiten genoß er einen internationalen Ruf. Auch führte er die Magenpumpe in die Klinik als neue Methode ein. Das Sympathische seines Charakters und seine Edelmenschnatur leuchtet aus seinen »Jugenderinnerungen eines alten Arztes«. Stuttgart 1899.

Das Honorar, das Bunsen für sein klinisches Werk »Gasometrische Methoden« (1857) in Höhe von zweitausend Gulden erhielt, zahlte er bei einer angesehenen Heidelberger Privatbank ein; da der Bankier jedoch unglücklich spekuliert hatte und fallierte, verlor Bunsen bald nach der Einzahlung die Summe, ein Verlust, den er freilich mit der größten Seelenruhe trug.

Von diesem Bankier und seinem Zusammenbruche erzählt Adolf Kußmaul nach Mitteilungen des damaligen Prosektors und Professors extr. Anton Nuhn (geboren 1847) folgendes:

»Nuhn war mit dem ihm nur oberflächlich bekannten Bankier auf einer kurzen Eisenbahnfahrt zusammengetroffen und wunderte sich, daß der sonst als hochmütig und abstoßend verschriene Herr sich neben ihn setzte und eine freundliche Unterhaltung

mit ihm anknüpfte, schließlich sogar großes Interesse für seine Wissenschaft, die menschliche Anatomie, an den Tag legte. Insbesondere war es das Herz, seine Größe und Lage im Brustkorb, was die Wißbegierde jenes reizte. Nuhn, ein sehr gefälliger Gelehrter, vielleicht auch ein wenig geschmeichelt, lud den Bankier schließlich für den folgenden Morgen in die Anatomie ein, um ihm die Lage des Herzens am Leichnam selbst zu demonstrieren. Der Bankier erschien zur festgesetzten Stunde und ließ es sich nicht verdrießen, der Demonstration bis ins einzelnste zu folgen. Er führte selbst seinen Finger zwischen den Rippen hindurch, um das Herz an seiner Stelle zu tasten, auch zeigte der mit seinem eifrigen Schüler überaus zufriedene Professor diesem an dessen eigener Brust den dafür bestgeeigneten Punkt. Der Bankier dankte befriedigt, ging nach Hause und bewies direkt durch die Tat, daß er ein gelehriger Schüler gewesen war. Sehr bald durcheilte die Nachricht die Stadt, daß der Bankier sich erschossen und dabei das Herz merkwürdig geschickt getroffen habe. Jetzt wurde auch der finanzielle Ruin offenbar. »Sie können sich denken, meine Herren,« schloß Nuhn damals seine Erzählung, »wie mich dieses Ereignis ergreift; ich habe ihm ja ein förmliches Privatissimum für seinen Zweck erteilt« *).

Karl Thiersch

1822 in München geboren; 1848—54 Prosektor für pathologische Anatomie, 1854 Professor der Chirurgie in Erlangen, 1867 in Leipzig. Starb 1895. Bedeutender Chirurg. Sein Name mit der Hautverpflanzung eng verknüpft. Seine wissenschaftlichen Arbeiten sichern ihm einen Platz in der Geschichte der Chirurgie. Sein humorvoller, lebendiger Vortrag, sein gutmütiger Sarkasmus bilden eine dauernde Erinnerung bei allen denen, die zu seinen Füßen gesessen.

Karl Thiersch liebte es, seine Ansicht in kurzen, scharf pointierten Sätzen zum Ausdruck zu bringen; so schloß er auf einem Chirurgenkongreß einst eine angeregte Diskussion über die fragliche Behandlung von Schußverletzungen mit den Worten:

*) Nach Adolf Kußmaul, »Aus meiner Dozentenzeit in Heidelberg«. Herausgegeben von Vinzenz Czerny (Stuttgart 1903), Seite 60 und 64.

»Meine Herren, lassen wir die Schußwunden offen und schließen wir die Diskussion« *).

Der große Leipziger Chirurg Thiersch war von ungemein witzigem Sarkasmus. Von den vielen Proben dieser gerade bei Chirurgen häufigen und naheliegenden Charaktereigenschaften sollen einige selbsterlebte aufbewahrt werden. Am bekanntesten wurde seine Bemerkung dem König Albert von Sachsen gegenüber, der häufig seinen Vorlesungen beiwohnte. Ich sehe noch, wie Thiersch mit dem Amputationsmesser in der Hand den König fragte, welches Bein befehlen Majestät? Diese den König offenbar in Verlegenheit setzende Frage war deshalb gleichzeitig sarkastisch und deshalb witzig, weil Thiersch eine doppelseitige Amputation vornehmen mußte.

Der überaus gütige und vornehme Mann nahm eines Tages in der Klinik selbst eine Geschlechtswandlung eines Bauernmädchens, welches in Wirklichkeit ein Jüngling war, vor und schickte sie mit ausgewechselten Kleidern, um ihr Aufsehen und Belästigung zu ersparen, aus dem Hörsaal in die Männerabteilung. An einem der nächsten Tage sagte er: »Sie wollen jetzt wissen, wie sich das Bauernmädchen in ihre neue Rolle geschickt hat? Sie raucht schon.«

In einer klinischen Vorlesung des Leipziger Chirurgen liest ein Student ganz ungeniert seine Zeitung, blättert um und liest und liest. Der Professor, der einen Kranken vorstellt und den Fall bespricht, hat den Zeitungsleser sehr wohl bemerkt. Schließlich faltet dieser nach beendeter Lektüre sein Blatt – nicht eben geräuschlos – zusammen und steckt es fort, worauf Thiersch: »Ach, Schwester Anna, bringen Sie dem Herrn doch, bitte, eine andere Zeitung« **)! W. Ahrens, Gelehrte Anekdoten.

Ein sehr vermögender Herr in Leipzig mußte sich einer Operation unterziehen und wollte sich, da die Höhe der entstehen-

*) Nach A. Landerer, »Karl Thiersch«, Münchener Medizinische Wochenschrift, 42. Jahrgang, 1895, Nr. 20, 14. Mai, Seite 474. Hier wird Zeit angegeben: 1893. In den »Verhandlungen der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie«, 22. Kongreß, 12. bis 15. April 1893, ist Thiersch freilich nirgends als Diskussionsredner, ja überhaupt nirgends in den Berichten genannt; siehe dort insbesondere Abteilung I, Seite 99 ff. Ahrens.

**) Nach freundlicher Mitteilung eines Leipziger Arztes.



Im Vordergrunde C. Thiersch.
Beilage der Münch. med. Wochenschrift 1909.

den Kosten bei ihm keine Rolle spielte, nur einer allerersten Kraft anvertrauen. Er ging zunächst zu Thiersch jedoch nur, um sich bei diesem über die passendste Wahl des Operateurs zu informieren, und fragte Thiersch insbesondere, wer in Paris der erste Chirurg sei. – »Das dürfte Doyen sein!« – »Ob er denn dort einer

besonderen Empfehlung bedürfe oder wie er sich dort einzuführen habe,« fragte der Patient weiter. – »Sie gehen einfach hin und sagen, weshalb Sie kommen. Dann wird Herr Doyen jedenfalls Sie fragen, wo Sie zu Hause seien. Sie werden antworten: in Leipzig.« – »Und dann?« – »Dann wird Doyen sagen: ‚Sie Rindvieh, wenn Sie in Leipzig wohnen, warum lassen Sie sich da nicht von Thiersch operieren'«*)?

Philipp Joseph Pick

geboren 1834 in Prag, war Assistent von Hebra in Wien, Professor der Dermatologie seit 1866 in Prag.

Einst kam zu dem bekannten Prager Dermatologen ein höherer katholischer Würdenträger mit einem universellen Hautausschlag. Pick betrachtete den Klienten durch die Brille und sagte in seiner kurzen Manier nur: »Syphilis, Hochwürden.« – »Was unterstehen Sie sich,« schrie der Prälat. »Wie sollte ich, ein Diener des Herrn, zu einer solch schlechten Krankheit kommen?« – »Und was glauben Sie selbst, woher der Ausschlag kommt?« fragte der Arzt. – »Weiß ich, vielleicht die Folge von übertriebenem Fasten und Beten,« meinte der Geistliche. – Pick kurz abweisend: »Beten nur im Himmel ausschlaggebend.«

Ernst Schweninger

Schweningers Bedeutung als Praktiker und der ihm gebührende Dank beruht auf der glücklichen Behandlung des deutschen Reichsgründers. Wie früher die Hofbarbiere und Leibdiener von Fürstlichkeiten aus Dank in Ämter gesetzt wurden und Pfründe bekamen, so verlieh Bismarck als dankbarer Patient Schweninger die Leitung der Charité-Hautabteilung mit Titel und Auszeichnung. Später wurde er offenbar wegen dieser historisch gewordenen Behandlung Professor der Medizingeschichte. Der Schwabe Schweninger liebte es, bajuvarischen Charakter zu zeigen. Diese urwüchsige Manier imponierte natürlich Kraftnaturen. Sie war aber ebensosehr Entgleisungen ausgesetzt. In einem Falle von Ileus, den wir wegen stenosierendem Darm-

*) Siehe zum Beispiel Alexander Moszkowski, »Die unsterbliche Kiste«, 13. bis 18. Tausend (Berlin 1907), Seite 60, oder G. Hochstetter und G. Zehlen, »Mit Hörrohr und Spritze« (Berlin 1910), Seite 72.

karzinom operierten, konnte ich als junger Assistent anamnestisch feststellen, daß wenige Tage vorher der Patient bei Schweninger war, der in offenbarer Verkennung des Ernstes der Erkrankung seinen Kutscher hatte heraufkommen lassen, um durch diesen besonders kräftigen Mann den Leib des Kranken bearbeiten zu lassen. Hatte er diesmal Pech gehabt, so trug ihm seine Grobheit angeblich die Leibarztstelle bei Bismarck ein.

Für den alternden Kanzler war das Zipperlein eine große Plage. Er hielt sich wohl nicht an ärztliche Vorschriften, aß, trank und rauchte nach Belieben. Als das Leiden schon ziemlich fortgeschritten war, wurde ihm wohl als Vertreter der Oertelschen Kur Schweninger empfohlen. Dieser kam und fragte wohl detailliert nach dem Vorleben des Kranken. Diese Fragerei wurde Bismarck schließlich zu dumm, zumal, da er arge Schmerzen hatte, und er verbat sich das. »Dann«, erwiderte Schweninger, »müssen Sie sich schon besser an einen Tierarzt wenden.« Bismarck war ob dieser Grobheit zunächst ganz verdutzt, dann aber behielt er den Grobian, dessen Vorgehen ihm offenbar imponiert hatte.

Bernhard von Langenbeck

geboren 1810; bestieg 1847 nach Dieffenbachs Tod den Lehrstuhl der klinischen Chirurgie in Berlin. Lange Zeit der neidlos anerkannte Führer der deutschen Chirurgen.

In einer Zeit, in welcher durch die fehlende Betäubung die Operation eine Tortur war, war das schnelle Operieren eine der wichtigsten Eigenschaften des erfolgreichen Operateurs. Nach Schleich (l. c.) hat Langenbeck selbst von sich eine Anekdote häufiger erzählt, welche selbst den Rekord des großen Larray, des Leibarztes Napoleons des Ersten, bricht. Dieser soll es als Feldchirurg fertiggebracht haben, eine Beinexartikulation in fünfeinhalb Minuten einschließlich Verband vollzogen zu haben. Ein amerikanischer Kollege sei extra über das große Wasser gekommen, um sich die neue Schnittführung Langenbecks bei Amputationen anzusehen. »Da stand der Kollege, der ein leidenschaftlicher Tabakschnupfer war, und gerade in dem Moment, als ich blitzschnell mit dem Messer zu meinem Schnitt ansetzte, hatte er sich zu einem Prieschen beiseite und umgewandt, das

Nastuch gezogen, und als er sich, um zu schauen, zu mir zurückwandte, war das Bein schon herunter und die Amerikareise verniest, was den Doktor arg verschnupfte.«

Zu Langenbeck kam einst die Tochter eines reichen Wiener Bankier mit einer schweren alten Verrenkung. Aus dem Vortrag der Krankengeschichte ergab sich, daß die Dame bisher in Pardubitz bei dem damals berühmten Kurpfuscher Hokar in Behandlung gewesen war. Langenbeck hörte die Dame ruhig an, dann sagte er: »Eine Patientin, die von diesem Herrn zu mir kommt, bedauere ich selbst nicht behandeln zu können und überweise sie meinen Kollegen, den Irrenärzten.« Langenbeck war auch durch kein Honorar zu bewegen, von diesem Entschluß zurückzutreten.

Georg Albert Lücke

1829 bis 1894, Langenbeckschüler. Als Lehrer der Chirurgie wurde er an die 1872 eröffnete Kaiser-Wilhelms-Universität in Straßburg berufen und hier wirkte er erfolgreich bis zu seinem Tode.

Von Lücke kursierten zu meiner Zeit eine Reihe sarkastischer, den Nagel auf den Kopf treffender Bemerkungen.

An der von Wilhelm Alexander Freund, dem berühmten Straßburger Gynäkologen, im Bau begriffenen Gebärklinik täglich vorbeigehend, schüttelte er jedesmal den Kopf und wunderte sich über die unglaubliche Anzahl der in die Höhe strebenden Kamine. Da blieb er eines Tages stehen und sagte: »Ich glaube, der Freund baut da für jede Blähung seiner Wöchnerinnen einen eigenen Kamin.«

Eines Tages brachte ihm ein Universitätskollege seine drei hübschen Jungen, alle drei zur Zirkumzision. Lücke machte stumm dreimal denselben Eingriff, und sich schließlich an den danebenstehenden Vater wendend, meinte er nur in Anspielung an den Bekenntniswechsel des Kollegen: »Die Rache Jehovas.«

Unverbürgt ist die Autorschaft folgender Examensfrage des Meisters. Auf die Frage: »Was tun Sie im Falle eines Vaginalkrampfes bei der Kopula?« antwortete der Kandidat: »Ich führe den Finger gewaltsam in den Anus.« – Lücke: »Ihm? Ihr? Sich? Oder mir?«



Bernhard Langenbeck.

Richard von Volkmann (Halle)

als Sohn des Physiologen 1834 in Leipzig geboren, bereicherte die Chirurgie durch viele Publikationen, Mitbegründer der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie. Als Lehrer, Kriegschirurg, Operateur und Gelehrter gleichmäßig bedeutend. Starb 1889.

Es war in der Vorlesung von der Transfusion des Blutes die Rede. Dr. Hasse in Nordhausen hatte die alte Methode der Überleitung des Tierblutes direkt in den Kreislauf des Menschen wieder empfohlen. Hasse hatte hierbei das Lamm als Blutspender genommen. Volkmann geißelte diese Methode mit dem ihm eigenen Spott: »Zu den Transfusionen mit Lammblut sind demnach drei Schafe notwendig; das eine, welches das Blut hergibt, das andere, welches die Transfusion macht, und das dritte, welches dieselbe an sich ausführen läßt.«

Oskar Lassar

1859 in Hamburg geboren, Assistent beim Physiologen Meißner in Göttingen, bis 1879 Assistent von Julius Cohnheim, sodann seit 1880 bedeutender Dermatologe in Berlin. Seine Privatklinik: Lehrstätte für diese durch ihn an Bedeutung zunehmende Spezialwissenschaft. Propagiert volkshygienische Einrichtungen, besonders Brausebäder. Erkannte frühzeitig die für die Geschwulstlehre wichtige Bedeutung der Strahlenenergie, deren günstige Ergebnisse er trotz dauernder Gegnerschaft der Chirurgen betonte.

Den Berliner Dermatologen Lassar (gestorben 1907) konsultierte ein Patient seines Haarschwunds wegen. Lassar gab ihm ein Rezept mit und sagte, der Patient solle sich von Zeit zu Zeit wieder vorstellen. »Ja, aber ich wohne nicht in Berlin und kann doch nicht gut eigens meiner Haare wegen so oft nach Berlin kommen!« – »Nun gut; dann schicken Sie mir Ihre Haare; ich werde sie mikroskopisch untersuchen und Ihnen dann das Nötige verordnen.« – Gesagt, getan: Der Patient schickte Haare usw. Schließlich kam aber ein Brief folgenden Inhalts: »Einliegend erlaube ich mir, wieder einige Haare zu senden; leider kann ich dies aber jetzt nicht mehr fortsetzen – es sind meine letzten.« W. Ahrens.

Oskar Lassar, die markante und bekannte Berliner Persönlichkeit, sollte einmal eine hohe Frau durch eine von ihm geleitete Ausstellung führen. Ein Kammerherr von Sowieso glaubte ihn vorher durch überflüssige Etikettevorschriften zu belehren. Lassar verlor für eine Zeit die Gunst des Hofes durch seine ab-

weisende Bemerkung: »Wenn Sie auch Kammerherr sind, bin ich kein Kammerdiener.«

Joseph Scoda

1805 in Pilsen geboren. Erhielt als ordinierender Arzt eine eigene Abteilung für Brustkranke im Allgemeinen Wiener Krankenhaus. Er entfaltete eine segensreiche Lehrtätigkeit auf dem Felde der physikalischen Diagnostik. Neben Rokitanski galt der Name Scoda als das Haupt der jüngeren Wiener Schule. Starb 1881.

Scoda beendete einst einen Vortrag über Vergiftung mit folgenden Worten: »Meine Herren! Gegen Schwefelsäurevergiftung gibt es nur ein Radikalmittel, welches immer und unter allen Umständen hilft, das ist die Milch. Allerdings nur dann, wenn sie gleichzeitig mit der Säure getrunken wird.«

Dr. Schnitzer – Emin Pascha

Peter Hilarius erzählt von dem jungen Kandidaten eine lustige, nicht ganz stubenreine Praktik, von seinem großmütigen Onkel eine größere Summe herauszuholen, nachdem diese Quelle eine Zeitlang durch übermäßige Inanspruchnahme versiegt war. Der zukünftige Pascha erschien eines Tages vor seinem Onkel in Frack und Gala, umarmte seinen alten Gönner und erklärte, soeben sein Staatsexamen gemacht zu haben. Der Oheim war gerührt und bezahlte bereitwillig alle Schulden, die der Studiosus in der Zwischenzeit gemacht hatte; Onkel und Neffe waren gleichmäßig glücklich und gerührt. Als dann Emin später nach wirklich gemachtem Examen dem Onkel seinen Streich beichtete, war dieser vernünftig genug, die Komödie mit den Worten zu beenden: »Nun, so habe ich wohl dem Doktor sein Honorar pränumerando bezahlt.«

Paul Ehrlich

geboren zu Strehlen in Schlesien 1854. Der weltberühmte Direktor des Instituts für Serumforscher und Erfinder des Salvarsans.

Der geniale Forscher war mir immer ein Vorbild des zerstreuten Professors. Auf einem Wiesbadener Kongreß für innere Medizin hatte er gerade seine Zuhörer durch einen geistvollen Vor-

trag begeistert. Frühzeitig verließ er gleichzeitig mit mir den Sitzungsraum. Wir trafen uns in der Vorhalle. Hier lagen auf Bänken und Stühlen eine Unmasse Hüte und Überzieher. Eine Garderobiere existierte nicht. Nun ging es an das Suchen. Ehrlich nahm einen Überzieher nach dem anderen in die Hand und suchte. Ich half ihm. »Wie sieht er denn aus?« – »Ich weiß nicht recht.« Nachdem wir eine Unzahl der Überzieher untersucht hatten, war der große Mann ratlos: »Ich werde ihn nicht wiedererkennen.« Endlich sammelte er sich, setzte eine nachdenkliche Miene auf und meinte: »Hatte ich denn überhaupt einen Überzieher? Nein, nein, ich hatte wohl gar keinen,« und zog ab.

Cäsar Hawkins

1798 in Bisley geboren, gestorben 1884; berühmter englischer Chirurg, Leibarzt der königlichen Familie.

Als dieser Wundarzt einst eine schmerzhafte Blasenuntersuchung bei Lord Chesterfield ausübte, ängstigte sich dieser und stöhnte. Der Arzt suchte den Kranken zu beruhigen, der aber entschuldigte sich mit den Worten: »Wer kann einen Cäsar sehen, ohne zu zittern.« J. Löwy, Anekdoten aus medizinischen Kreisen.

Thomas Addison

geboren 1793; viele Jahre Arzt und Lehrer an Guys Hospital in London zusammen mit Bright. Er machte sich einen Weltruf durch das Studium der Erkrankung der Nebennieren und die nach ihm benannte Addisonsche Krankheit: Melasma Addisoni. (On the constitutional and lokal effects of disease of the supra renal capsules with plates. London 1855.)

Addison wurde zur erkrankten Königin gerufen und mußte infolge dessen seine Vorlesung ausfallen lassen. Unter Anführung des Grundes machte er eine diesbezügliche Notiz am schwarzen Brett. Ein Witzling schrieb darunter: »God save the Queen.«

John Abernethy

geboren 1764 in London, gestorben 1831. Modearzt seiner Zeit. Surgeon des St. Bartholomäus-Hospitals.



Paul Ehrlich.

Abernethy war wegen seiner Wortkargheit sehr bekannt. Er haßte ausgedehnte Konsultationen, lange und faserige Details. Eine Dame, die seine Eigenart kannte, meldete sich bei ihm, um ihn wegen einer schweren Handverwundung durch einen Hund zu konsultieren. Sie tritt ein, ohne etwas zu sagen, enthüllt die verwundete Stelle und hält sie dem Arzt unter die Augen. Abernethy blickt einen Augenblick darauf, dann fragt er: »Schramme?« — — »Biß.« — — »Katze?« — — »Hund«. — — »Heute?« — — »Gestern.« — — »Schmerzhaft?« — — »Nein.« — — Der Arzt war



John Abernethy.
Nach Penny.

so begeistert von der Mäßigkeit der Antworten dieser Dame, daß er sie beinahe umarmt hätte.

Derselbe Abernethy liebte es auch nicht, wenn man ihn des Nachts störte. Als er sich einmal um ein Uhr morgens mit sehr schlechter Laune schlafen legte, weil man ihn um Mitternacht geholt hatte, hörte er wieder die Klingel läuten. – »Was gibt's!« schrie er zornig. – »Doktor! – schnell, schnell! Mein Sohn hat eine Maus verschluckt!« – »So sagt ihm, er soll eine Katze ver-



J. Abernethy.

schlucken und laßt mich in Ruhe!« sagte der Arzt und legte sich wieder hin.

Eines Tages wurde er zu einer alten Herzogin gerufen, um nach einem Kranken in ihrem Hause zu sehen. Der Arzt folgte der Aufforderung sofort; man führte ihn in einen großen Salon, und die Herzogin wies mit Tränen in den Augen auf einen greulichen kleinen Affen hin, der ganz in Spitzen eingehüllt war und auf eleganten Kissen ruhte. Das Tier schien sehr zu

leiden. – Der große Arzt, tief gedemütigt durch die Rolle eines Tierarztes, die man ihn hier spielen lassen wollte, erfüllt aber gewissenhaft die ihm gestellte Aufgabe. Er fühlt schweigend den Puls des Affen, untersucht ihn aufmerksam und erkannte bald die Art seiner Krankheit. Dann, als er in einer Ecke des Salons den Enkelknaben der Dame bemerkte, ein dickes, wunderlich ausgeputztes Baby, welches sich auf dem Teppich herumwälzte, geht er auf die Herzogin zu und sagt mit ernster Miene: »Madame, Ihre beiden Söhne haben verdorbenen Magen. Sie dürfen nur Tee trinken und müssen Diät halten.« Und indem er der alten, nicht wenig erstaunten Herzogin eine tiefe Verbeugung machte, ging er.

»Was würden Sie tun, wenn bei einer Pulverexplosion ein Soldat in die Luft geflogen wäre.«

»Warten, bis er wieder herabgekommen.« – Und als Abernethy, wütend über diese Antwort, fragte: »Wenn ich Ihnen nun für diese Antwort einen Tritt ad posteriora gäbe, welche Muskeln kämen dann in Bewegung?«

»Die Muskeln meiner rechten Hand.«

Sir Astley Cooper

geboren 1768 zu Brooke in Norfolk, gestorben 1841. Bedeutendster englischer Chirurg im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. Chirurg an Guys Hospital und Lehrer am St. Thomas-Hospital.

Der große Chirurg hatte sich nach einem arbeitsreichen Leben auf sein ländliches Besitztum zurückgezogen, um sein Otium cum dignitate auszuleben. Aber schon nach mehreren Monaten kehrte er als ein unglücklicher Mann nach London zurück. Seine Freunde fragten verwundert, weshalb er, der Glücklichste unter den Sterblichen, eine so traurige Miene aufsetze. »Wißt Ihr, was ich auf meinem Schloß tat? Ich sah mir in meinem Park einen nach dem andern meiner Bäume an mit der Überlegung, an welchem ich mich aufhängen solle.« Er wollte nun seine alte Tätigkeit wieder aufnehmen, aber es war zu spät.

Gaytez d'Esculape. Witkowski et Cabanès.

Laennec

geboren 1781, starb 1826 an Tuberkulose.

Sein Hauptwerk de l'auscultation médiate ou Traité du diagnostic des maladies des poumons et du coeur fondé principalement sur ce nouveau moyen d'exploration. Paris 1819.

Er selbst erzählt die Ursache der Erfindung des Stethoskops folgendermaßen (Traité de l'auscultation): »1816 wurde ich zu einer jungen Person gerufen, bei der durch ihre Fettleibigkeit die Perkussion schwer und durch Handauflegen wenig zu finden war. Ich nehme nun, um zu hören, ein Blatt Papier und rolle es, lege die Öffnung auf das Herz, die andere ans Ohr, nun höre ich genau die Herztöne.«

Weshalb legte er nicht sein Ohr auf die Brust? Er hatte vorher schon Angriffe gehabt von übelwollenden Kollegen, die die Methode der direkten Auskultation für schamlos erklärt hatten; aus diesem Grunde wagte er nicht, sein Ohr auf die nackte Brust des Mädchens zu legen.

Allzuhoch kann man die Erfindung des Stethoskops wirklich nicht einschätzen, nachdem die direkte Behorchung schon in ein System gebracht war. Welcher Arzt kann da nicht selbst Erfinderruhm beanspruchen, wenn er sein Höhrrohr vergessen und allerdings nicht wegen Scham, sondern wegen Schmutz oder ansteckender Krankheit zwischen sein Ohr und die Brust die gehöhlte Hand oder sonst etwas Schalleitendes brachte.

Allerdings kam die Länge des ersten Stethoskops Laennecs von einem Fuß beinahe einer brieflichen Behandlung gleich.

Antoine Dubois

geboren 1756, gestorben 1837.

Schüler und Nachfolger Dessaults, hatte in der Jugend schwere Zeiten in Paris durchgemacht; er hatte hierdurch den Wert des Geldes kennen gelernt.

Nach einer Konsultation drückte ihm der Patient drei Fünffrankenstücke in die Hand; der berühmte Chirurg stieß mit dem Ellenbogen geschickt gegen einen Schrank und ließ die drei Stücke fallen. Man hob sie auf, aber der Chirurg meinte, es fehle aber noch ein Stück und blieb bei dieser Aussage, bis er seine zwanzig Franken hatte.



Dubois.

Philippe Pinel

geboren 1755, gestorben 1826.

Pinel ging erst im dreißigsten Lebensjahre aus dem theologischen Lager ins medizinische über. Seine Bedeutung in der Medizingeschichte beruht einmal auf seinem Versuch der Krankheitsanalyse (Nosographie philosophique, ou la méthode de l'analyse appliqué à la médicine, Paris 1789), andererseits hat er unsterblichen Ruhm um die Irrenpflege durch sein mutiges Eintreten, die gefesselten Irren aus den Kerkern befreit und sie ärztlicher Behandlung überwiesen zu haben.



Pinel à la Salpêtrière.

Pinel wandte sich in seinem Bestreben, die trostlose Lage der Irren zu bessern, zuerst an die öffentlichen Behörden. Dafür wurde er mit Mißtrauen angesehen; er galt schon als Moderierter und Aristokrat, was damals schon fast ein Todesurteil bedeutete. Pinel aber trat unerschrocken vor den Convent und forderte von ihm die Autorisation für seine Reformen.

»Bürger,« sagte Couthon zu ihm, »ich werde dich morgen im Bicêtre besuchen, wehe dir, wenn du uns getäuscht hast, wenn du unter deinen Narren Feinde des Volkes verborgen hältst.« Couthon kam wirklich am nächsten Tage; das Geschrei und Toben aber der Irren, die er auszufragen suchte, wurde ihm bald zu toll. »Bürger,« sagte er zu Pinel, »bist du selbst ein Narr, daß du solch Vieh loslassen willst? Ich fürchte sehr, daß du selbst ein Opfer deiner Vorurteile werden wirst.« Aber Pinel begann noch am selben Tage sein unsterbliches Werk und befreite eine Anzahl der Kranken von den Ketten. Griesinger.

Claude Bernard und Magendie

Claude Bernard, geboren bei Lyon 1813; erst im vierzigsten Jahre gelang es ihm nach vielen Enttäuschungen, an die Oberfläche zu kommen. Unter Magendie entfaltete er seine berühmte vivisektorische Tätigkeit und erntete die Früchte seines Talentes. Er wurde Nachfolger von Magendie, 1878 starb er an Urämie. Der persönlich geniale Mann hat die Nervenphysiologie durch wichtige Entdeckungen bereichert. Am bekanntesten ist der Zuckerstich in den Boden des IV. Ventrikels, sowie die vasomotorische Tätigkeit des Halssympathicus. Besonders gerühmt wurde die Lauterkeit seines Charakters. Der Orleanist wurde vom Kaiserreich und von der Republik gleichermaßen geehrt.

François Magendie

geboren 1783, gestorben 1855. Experimental-Physiologe.

Neben seinen großen Verdiensten um die Physiologie bereicherte er auch die Pharmakodynamik, die Toxikologie und die Pathologie. Für ihn gab es nur eine sichere Quelle der Erkenntnis: das Experiment. Sein Biograph: Claude Bernard.

Bernard hat uns in seinen Vorlesungen ein charakteristisches Wort von Magendie hinterlassen:



François Magendie.

Jedermann vergleicht sich in seiner Sphäre mit einer mehr oder weniger imponierenden Größe, mit Archimedes, Newton, Galilei, Descartes usw. Louis XIV. mit der Sonne. Was mich betrifft, so bin ich viel bescheidener, ich vergleiche mich mit einem

Lumpensammler. Mit meinem Haken in der Hand und meiner Kiepe auf dem Rücken durcheile ich das Land der Wissenschaft und kratze zusammen, was ich finde. Witkowski und Cabanès.

Jean Martin Charcot

geboren 1825 in Paris, der berühmte Nervenarzt an dem großen Frauenhospiz der Salpêtrière, einer der grandes gloires der französischen Nation, bahnbrechend auf seinem Gebiet, namentlich die Hysterie betreffend. Er ist auch Begründer der medikoartistischen Richtung in der Medizinhistorie, deren Arbeiten in der Iconographie de la Salpêtrière erschienen. Sein Denkmal wurde 1898 in der Salpêtrière enthüllt.

Eines Morgens bittet ihn ein Kollege um seine Ansicht wegen einer Kranken, deren sehr kompliziertes Krankheitsbild Anlaß zu den verschiedensten Diagnosen gegeben hatte. Charcot kommt, gefolgt von dem Stabe seiner aus aller Herren Länder stammenden Schüler, und setzt sich aufmerksam und ernst an das Bett der Kranken, während der Assistent magisterhaft, in einer wohlpräparierten Rede die Krankengeschichte auseinandersetzt. Charcot richtet aufmerksam die Augen auf die Decke des Saales. – Als die Rede des Arztes zu Ende war, steht der Meister auf und wendet sich an den Arzt: »Wissen Sie, aus welcher Schule dieses Bild ist? Da hinten, oberhalb der Tür?« Der fassungslose Assistent macht eine dementsprechende, verneinende Geste. Charcot murmelt einen Namen, ein Datum, und verschwindet feierlich. Der verdutzte Konsulent blieb allein zurück und die Diagnose in suspenso.

Ein ähnliches Erlebnis aus meiner eigenen Assistentenzeit. Ich ließ den berühmten Professor Mendel einmal auf meine Station bitten, um Aufklärung zu bekommen wegen eines dunklen Nervenfalles. Er traf auch James Israel am Bett des Kranken. Immer auf die Uhr sehend, unterhielt sich Mendel mit meinem Chef. Über den Kranken wurde nicht weiter gesprochen. Mendel warf nur von Zeit zu Zeit einen schrägen Blick auf ihn. Plötzlich wollte er gehen. »Und Ihre Diagnose, Herr Professor?« fragte ich. Dieser mit einem bezeichnenden Achselzucken: »Meschugge.«



Civiale.

Jean Civiale

geboren 1792, gestorben 1867.

Auf Grund einer Anregung des begabten Münchener Franz von Gruithuisen beschäftigte sich Civiale zusammen mit anderen französischen Chirurgen, wie Amussat, Leroy d'Etiolles, mit Versuchen, den Stein in der Blase ohne Operation zu zertrümmern oder aufzulösen. 1824 machte Civiale vor einer Kommission der Akademie der Wissenschaften und einem Parterre bedeuten=

der Pariser Chirurgen diese Operation am Lebenden zuerst und erhielt mehrere Preise hierfür. In der Folgezeit beschäftigte er sich ausschließlich mit Verbesserungen der Methode. Im Hospital Necker wurde für ihn eine Spezialabteilung für Steinkranke errichtet.

Epitaph für denselben:

Dans le coin de ce cimetière
Où la mort vient de l'envoyer,
Son tombeau n'aura pas de pierre
Il sortirait pour la broyer.

Auguste Théodore Vidal de Cassis

geboren 1803 bei Marseille; Schüler Dupuytrens; berühmter Chirurg.

Ein gut aussehender Herr kommt eines Tages zu Doktor Vidal de Cassis, um sich einer kleinen Operation zu unterziehen. Nachdem die Operation vollzogen, nimmt der Herr seinen Hut und sagt zu dem erstaunten Chirurgen: »Doktor, ich würde Sie gut bezahlen, aber es wäre gegen mein Prinzip, da es meinem Stande angemessen ist, Geld zu nehmen, aber keines zu geben. – Ich bin Dieb. –

Aber ich werde Sie durch einen kleinen Rat entschädigen. Sie befestigen die Kette Ihrer Uhr schlecht; sehen Sie, ich brauche nur diese einzige Bewegung zu machen, und Uhr und Kette sind in meinem Besitz; während ich, wenn Sie den Haken so herumdrehen, drei schwierige Operationen machen muß, bei denen jede falsche Bewegung den Erfolg verhindern kann. »Der Arzt lächelt, dankt und fragt, während er seinen Besucher zur Türe begleitet: »Was bin ich meinerseits Ihnen für die Konsultation schuldig?«

Guillaume Dupuytren

geboren 1778, gestorben 1835.

Der bedeutendste französische Chirurg im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. Erster Chirurg im Hotel Dieu. Er bereicherte die ganze operative Chirurgie durch seine Methoden. Während seiner dreißigjährigen ununterbrochenen Tätigkeit hat er alle erreichbaren Ehren und Auszeichnungen erhalten;

mit einem Teile seines großen erworbenen Vermögens wurde das Musée Dupuytren gegründet. Aus der Leichenrede, welche Dieffenbach über ihn gehalten hat, geht es leider hervor, daß der Charakter dieses Mannes nicht ganz einwandfrei war. (Berlinische Zeitung 1835.) Den fundamentalen Sätzen über den Vater der Chirurgie folgen andere von geradezu niederschmetternder Wirkung. »Einer der größten Männer, Dupuytren, ist nicht mehr unter den Lebenden. Er war nicht nur einer der größten Chirurgen neuerer Zeit, sondern der größte, welcher je gelebt hat, nicht bloß in Frankreich, sondern in der ganzen Welt; nicht bloß in einem Zweige der chirurgischen Heilkunde, sondern in allen Teilen. – Um Dupuytren müßten alle Ärzte der Welt wenigstens einen Tag Trauer anlegen. So wie Larrey das Kaiserreich mit seinem Absolutismus auf blutigen Schlachtfeldern repräsentierte, so erscheint Dupuytren als Repräsentant der Wissenschaft!« Nun aber die Kehrseite der Medaille: »So wie Larrey aber noch von seinen Feinden geliebt wird, so wurde Dupuytren von seinen Freunden gehaßt. Wer in seiner Nähe lebte, war sein Feind. Seine begeistertsten Schüler wurden als Kollegen seine Feinde. Der in der Wissenschaft Unsterbliche hatte keine politischen Grundsätze, und in Glaubenssachen sahen wir ihn bald unter den Frömmlern mit dem Gebetsbüchlein in der Tasche, bald unter den Freigeistern.« Dupuytren wurde in seinem Geburtsorte zu Pierre-Buffière eine Statue errichtet.

Dupuytren hatte den Baron Rothschild an Hämorrhoiden operiert. Dieser sandte ihm eine größere Geldsumme, ohne aber einen Dank oder Quittung des Arztes zu erhalten. Als er ihn einige Tage später auf einem Ball traf, redete der Großbankier, der glaubte, seine Schuld reichlich beglichen zu haben, den Chirurgen an und fragte: »Sie haben sich wohl über mein Honorar gewundert?« - »Allerdings,« antwortete der auch sonst rücksichtslose Mann, »ich habe mich darüber gewundert, daß auch ein Rothschild in Raten zahlt.«

Marchal de Calvi – Dupuytren

Dupuytren, dessen kaustischer Witz bekannt war, schickte einen Neffen, der sich bedanken kam, weil bei einer Operation des berühmten Chirurgen sein Onkel gestorben war, mit Hinter-

lassung einer großen Rente an ihn, noch besser heim. Der Neffe rühmte die Geschicklichkeit und Sorgfalt der Behandlung und wollte sich in Lobeserhebung garnicht genug tun, als Dupuytren ihn wütend unterbrach mit den Worten: »Was, haben Sie mich vielleicht für noch einen Onkel nötig?«

Zu Marchal kam der junge Witwer einer Frau, die er – sagen wir mal – nicht retten konnte, in Honorarangelegenheiten; er wollte herunterhandeln. »Was,« schrie Marchal, »Nachlaß? Wünscht er etwa ein Abonnement?«

Der Stiel ist derselbe, aber das Messer des Witzes ein anderes bei einer Bemerkung des witzigen Franzosen Martiny. – Mit einem Kollegen gehend, traf er auf einem Boulevard eine hochelegante Equipage, deren Insassen der Begleiter grüßte. »Wer ist das?« fragte der Kliniker. »Der Graf ......!« – »Dieser Verschwender! und dabei schuldet er mir noch seit drei Jahren den Tod seines Vaters.« Paris, Versailles et les provinces au XVII siècle.

Ernest Ch. Lasègue

geboren 1816 in Paris, gestorben 1883.

Professor am Hôpital Necker. Spezialität: Gehirn- und Nervenkrankheit. Beliebter Lehrer und fruchtbarer Schriftsteller.

»Wenn man mir die sistierten Mädchen vorführt, sehe ich zunächst auf ihre Knie. Die mit schmutzigen sind ehrbar, die mit sauberen sind Prostituierte. Das ist so sicher wie die Mathematik.«

Armand Trousseau

geboren 1801 in Tours, gestorben 1867 in Paris. Berühmter Lehrer der Therapie und Arzneimittellehre der Pariser medizinischen Fakultät. Seine zum Teil klassischen Arbeiten behandeln meist die Therapie der oberen Luftwege.

Eine Hysterika bildete sich ein, daß ihr Magenübel durch einen verschluckten Frosch hervorgerufen sei. Trousseau nahm sich beim nächsten Besuch einen Frosch mit und praktizierte ihn schnell in das Erbrochene hinein, das er durch ein Brechmittel erwirkt hatte. »Halt, Madame, hier haben wir den Attentäter; jetzt wird Ihr ewiger Brechreiz aufhören.« Doch die ängstliche Dame, ihrem hysterischen Charakter entsprechend, war so leicht nicht zu beruhigen. »Wenn nur der Frosch nicht schon in meinem



Armand Trousseau.

Magen gelaicht hat!« – »Unmöglich, Madame, denn es ist ein männlicher Frosch.«

Diese Erzählung geht mit Wahrscheinlichkeit auf eine Krankengeschichte bei Plater zurück. Dieser berichtet von einem Patienten, der sein Darmleiden mit den bekannten Stenosengeräuschen darauf zurückführte, daß er in einem Teich gebadet habe, in dem die Frösche gerade laichten.

Philippe Ricord

1800 in Baltimore geboren, kam 1820 nach Paris. Schüler von Dupuytren und Lisfranc. 1831 Chefchirurg des Hôpital du Midi für Syphilitische. An dieser Stätte gewann er seinen Weltruhm als erste Autorität auf dem Gebiete der Syphilisbehandlung. Alle seine literarischen Erzeugnisse rein medizinischen und anderen Inhaltes zeichnen sich durch die Leichtigkeit seines Stils aus. Er starb 1889.

Ricordiana

Die Laufbahn einer Venus vulgivaga fand in Frankreich verständnisvolle Leser in den Versen:

Elle eut son temps de vogue
On l'appelait Titine
Maintenant déatié on la soigne à Lourcine
Qui s'en souvient encore?
Moralité
A tout peché misère et Ricord.

A une jeune Fille atteinte d'Acné pudendi
A Flore elle a fait un larcin
C'est un printemps en miniature
Elle a des roses dans la main
Et des boutons sur la figure.

A. Dumas fils.

Das Ambulatorium Ricords im Hôpital du Midi fand im Sommer unter freiem Himmel unter solchem Zulauf der Studenten statt, daß diese, um besser sehen zu können, auf die Bäume des Gartens kletterten. Während einer Demonstration besah sich lächelnd Ricord die Baumgäste und meinte, er habe bisher nicht gewußt, daß auch die Linden Eicheln trügen.

Im Moment, als ein Opfer der Venus das Konsultationszimmer Ricords verlassen wollte, rief der Gelehrte den Patienten zurück und sagte: »Geben Sie mir mal das Rezept zurück, ich muß noch etwas zufügen.« – »Es ist schon lange genug,« meinte der Patient. – Ricord: »Sie sollten in Ihrem Falle glücklich sein, mein Herr, daß man etwas hinzufügen muß, anstatt etwas abzuschneiden.«



Ricord.

Auf einem Diner wurde politisiert. »Und was sind Sie, Doktor,« fragte jemand, »sicher konservativ?« — »Nicht ganz,« meinte Ricord, mit feinem Lächeln, »eher Mann der Mitte.«

Bei einer Visite traf Ricord seine Assistenten am Bette eines jungen Persers bei dem vergeblichen Versuche, sich zu verständigen. »Laissez-moi faire, dit Ricord, aux assistants, il va bien

m'entendre, moi.« - »Et comment, vous y prendrez – vous cher maitre ?« interrogent les élèves.»Je lui pousserai des cris perçants.«

»Du mußt alle Souveräne der Welt behandelt haben,« sagte ihm eines Tages ein Kollege auf einem Bankett mit Hinblick auf seine Ordenssterne. »Nicht einmal,« meinte Ricord, »ich habe in meinem ganzen Leben noch nie ein gekröntes Haupt behandelt.«

Ricord sah bei einer Operation Péans zu. »Demarquay«, meinte er, »ist Chirurg, Sie Bijoutier.«

Wohl von keinem der berühmten Ärzte sind soviel witzige Münzen geprägt und im Umlauf wie von dem Leiter des Hôpital du Midi.

Ricord hatte Geburtstag, die Insassen des Hospitals wollten ihn feiern. Als er Visite machte, erhob sich der Saalpoet und begrüßte den Chef mit einem Gedicht, in welchem er von dem göttlichen Merkur sprach, der die Wunden heile, die im Dienste der Frau Venus empfangen wurden. Ricord antwortete auf diese Verse mit dem feinen sarkastischen Lächeln auf seinen Lippen: »Vous avez bien raison de me fêter comme un père, car je vous aime bien, n'étiez-vous pas tous mes enfants, mes enfants gatés.«

F. Helme, Rev. de Méd.

Die Art seiner Spezialität brachte Situationen mit sich, die er mit gleicher Schlagfertigkeit wie Takt überwand.

Einer seiner Freunde lud ihn zu einer Festlichkeit ein und stellte ihn dort seiner jungen Frau vor. Diese – eine frühere Klientin Ricords – bekam einen durch den eklatanten Farbenwechsel sichtbaren Schreck. Der Ehemann stutzte, aber Ricord rettete die Situation und die Frau, indem er sagte: »Gnädigste, ich sehe, daß die Reputation meines Berufes bis zu Ihnen gedrungen ist. Aber ich kann Ihnen mein Ehrenwort geben, daß Ihr Verdacht unbegründet ist. Ich hatte bisher weder Gelegenheit noch Ursache, Ihren Gatten zu behandeln.«

Einen anderen Konflikt zwischen Freundschaft und Amtsverschwiegenheit überwand er auf folgende Weise. Einer seiner Klienten wollte die Tochter seines besten Freundes an einem festgesetzten Tage heiraten und bestand darauf, trotz energi-

schen Verbotes des Arztes. Ricord bestellte darauf den jungen Mann für den nächsten Tag zu einer besonderen Stunde, an welcher er zufällig auch noch den Vater der Braut bestellt hatte. Im Vorzimmer trafen sich beide. Der Arzt aber hatte beide Verabredungen total vergessen. Die beiden konnten sich aussprechen, und aus der Hochzeit wurde nichts.

Von Ricords Popularität und der Größe seiner Praxis gibt ein kleines Heftchen aus der Zeit von 1854, welches sich wohl deshalb erhalten hat, weil das Titelbildchen einen Holzschnitt von H. Daumier schmückt, eine treffliche Anschauung.

»Ricord ist immer noch auf dem Gipfel der Popularität. Tritt man in seine Sprechstunde, so findet man die Leute bei ihm bis auf die Treppe anstehend. Ein Diener gibt Nummern aus und ordnet jeden ein in diese Polonaise. Für Männer und Frauen gibt es getrennte Warteräume. Die Wagen halten an der Rue de Tournon. Man besucht demnach zwar Ricord, aber man vermeidet den Anschein, zu ihm zu fahren. Der große Mann selbst macht seine Visiten incognito und benutzt hierzu oft statt der eigenen Equipage einen Fiaker mit dunklem Anstrich. Eines Tages wird sich Ricord noch eine falsche Nase hierbei aufsetzen. Seine Clientèle ist die verschiedenartigste von ganz Paris, die emanzipierteste, die ausgeblasenste, die hübscheste, aber auch seriöseste und die schwerste. Venus hat eben die schlimmsten Launen. Der Student ist ihren Gesetzen untertan, und sie verschont selbst keine Magistratspersonen. Ricord besitzt die Verve, das Brio, das Bukett, mit einem Wort alle nötigen Eigenschaften seines Metiers. Sein Name ist in der Wissenschaft berühmt; er ist populär; er wird von seinen Patienten vergöttert. Ricord ist fast eine Pariser Institution. Ricord wird unersetzlich sein.«

Paris, Médecin 1854.

Pierre Bretonneau

geboren 1778, gestorben 1862. Berühmter Arzt in Tours, voller origineller Ideen. Trousseau und Velpeau seine Schüler. Auch Original im bürgerlichen Leben: »er machte alles anders wie die anderen«.

Gefragt, was man ihm schulde, pflegte er zu erwidern: »Was Sie wollen. Bei mir ist's wie in der Kirche. Der Reiche legt in den Opferstock, was er will, und der Arme, was er kann.«

Rothschild hatte Schwierigkeit, von ihm eine Rechnung für die Behandlung seiner Familie zu bekommen. So eröffnete der Großbankier ihm ein Konto und ließ dort die einzelnen Leistungen verbuchen, so daß zum Schluß mit den aufgerechneten Zinsen ein kleines Kapital sich anhäufte.

Einen schweren Hypochonder, der wohl auch noch geizig war, wußte er am besten dadurch zu behandeln, daß er diesem, als er um die Rechnung bat, erwiderte: »Nichts, denn ich nehme nur Geld von Kranken.«

Joseph François Malgaigne

geboren 1806 in Paris, gestorben 1865. Berühmter Chirurg. Auf seinen Vorschlag nahm die Société de chirurgie die Devise an:

Vérité dans la science
Moralité dans l'art.

Gelehrter, kritischer Chirurg, glänzender Redner, eleganter Schriftsteller.

Eines Tages wollte er eine Resektion machen, aber der Knochen brach, bevor er durchsägt war. Dies Mißgeschick begleitete er mit den Worten: »Da sehen Sie, wie die famosen Instrumente Charrièrs funktionieren.«

Malgaignes ironisches und satirisches Lächeln konnte namentlich im Examen den unglücklichen Kandidaten zur Verwirrung bringen. »Endlich, endlich, mein Herr!« schrie der ungeduldige Examinator den unglücklichen Kandidaten an, »geben Sie mir endlich eine gute Antwort. Können Sie mir sagen, was man unter dem Begriff der Schöpfung, der Erschaffung versteht?« – »Schaffen, schaffen,« stotterte der verwirrte junge Mann, »heißt aus Nichts etwas machen.« – »Nun gut, mein Herr, wir werden Sie zum Doktor erschaffen.« Sabin Mathie (aus la médecine populaire).

Louis von Ivanchich

geboren 1812 in Budapest, Schüler Civiales, berühmter Wiener Urologe.

Dr. Ivanchich, der bekannte Steinoperateur in Wien, hatte einst den Fürsten von Liechtenstein an einem Stein behandelt. Als er genesen war, schickte ihm der Fürst als Honorar tausend Gulden.



J. N. Corvisart.

Ivanchich ließ dem Fürsten sagen: »Für einen Stein wäre die Summe wohl groß genug, allein für einen Liechtenstein sei sie zu klein.« J. Löwy, A.

Corvisart – Auenbrugger

Jean Nicolas Corvisart de Marest, geboren 1755, starb 1821. Mitbegründer der neueren pathologischen Anatomieforschung; durch die Einführung der Perkussion in die klinische Diagnostik bekannt. Die deutsche Erfindung Auenbruggers blieb am längsten in Deutschland selbst unbeachtet.



Leopold Auenbrugger Edler von Auenbrugg.

Literarischer Diebstahl hat meist natürlich den Spürhund an den Fersen, deshalb ist es heutzutage beliebter, den Gegenstand so herauszuputzen, daß der geniale Einfall des ersten vergessenen Autors nicht mehr dem Naiven durchblinkt. Trotzdem ist es eigentlich seltsam, daß man dem Corvisart nachrühmt, daß er von nobler Generosität gewesen sei und den eigenen Ruhm geopfert habe damit, daß er Auenbruggers Arbeit übersetzt und nicht den Inhalt als eigene Erfindung ausgegeben habe. Corvisart äußerte sich selbst darüber, daß er den Namen des ersten Erfinders nicht der eigenen Eitelkeit geopfert, sondern nur die Wiederbelebung jener schönen Erfindung angestrebt habe.

Dem Corvisart wird die Bemerkung zugeschrieben, der erste apoplektische Anfall wäre ein Zahlungsbefehl ohne Kosten (sommation sans frais) oder eine Drohung, die ohne Folgen sein

könne, der zweite ein Zahlungsbefehl mit Kosten (sommation avec frais) und der dritte eine Zwangsvollstreckung (une sommation avec contrainte).

Jésu Casimir Felix Gyon

1831 auf Ile-Bourbon geboren, der berühmte Urologe des Hospitals Necker, der auf dem Gebiet der Pathologie der Niere und der ableitenden Harnwege bahnbrechend war.

Der internationale Ruf dieses berühmten Operateurs zog die großen Fälle aus aller Herren Länder magnetisch an. Honorare, wie sie früher die Franzosenkönige ihren Leibärzten gezahlt hatten – Ludwig der Vierzehnte zum Beispiel für eine glückliche Mastdarmfisteloperation an Felix fünfzigtausend Kronen, an Ducenin hunderttausend Livres, an Fayon achtzigtausend, Bessiers vierzigtausend und an seinen Assistenten noch zwölftausend – werden wohl schon mythologisch geworden sein. Jedenfalls aber baute sich Gyon ein Landhaus in Meudon mit der Aufschrift: »Dieses Haus ist aus drei Steinen gebaut«. Mit ähnlicher Bezeichnung nannte man in Gießen die Villa eines Operateurs »das Gallensteinhaus«.

Paul Broca

geboren 1824, gestorben 1880, Paris. Berühmter Gelehrter mit hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Medizin und Anthropologie.

»Ich würde es vorziehen, als entwickelter Affe, als ein degenerierter Adam zu gelten.«

Alfred Armand Louis Marie Velpeau

1795 als Sohn eines Dorfhandwerkers geboren, Bretonneaus Schüler in Tours. Velpeaus wissenschaftliche Tätigkeit wuchs zu einem Umfang, der kaum in zwanzig Bänden untergebracht werden könnte. Der große Chirurg zeichnete sich auch durch die durch Bretonneau begründete Ausbildung der inneren Medizin aus. Nach mehreren vergeblichen Versuchen erhielt er 1834 die chirurgische Klinik an der Charité in Paris, die er dreiunddreißig Jahre innehatte.

Viele auf einem Gebiete berühmte und hervorragende Männer sind stolz, auf einem anderen, untergeordneten, Anerkennung zu finden. So soll Bismarck gern Lob über seine Reitkunst gehört haben, Ludwig der Sechzehnte und der große Velpeau waren stolz auf ihre Schlosserkunst.

Der Meister hatte gerade in einem fremden Hause eine schwere Operation glücklich beendet. Er durchschritt, gefolgt von seinen Assistenten, ein Vorzimmer. Plötzlich blieb er stehen. »Was machen Sie,« wandte er sich an einen derselben, »um hier herauszukommen. Sie sehen, das Zimmer hat fünf Türen. Aus welcher kommen Sie heraus?« Über diese plötzliche Frage war man verdutzt und sprachlos. »Natürlich aus dieser,« sagte der Meister, »denn sehen Sie, allein bei dieser steckt der Schlüssel innen.«

Gaytez d'Esculape, Witkowski et Cabanès.

Doyen

Der Chirurg Doyen hat seinem Sonderfach auf manchen Gebieten neue Wege gebahnt. Er war ein ebenso mutiger wie geschickter Operateur und war als solcher auf internationalen Kongressen oft der Mittelpunkt des Interesses. Im Gegensatz zu der rein wissenschaftlichen, mehr oder weniger geräuschlosen Publikationsweise seiner Fachgenossen liebte er den Tam-Tam der Reklametrommel.

So setzte er sich bald in Gegensatz zu seinen Kollegen jenseits und diesseits des Rheins. Auf einem der internationalen Kongresse wünschte die zirkelhaltende Königin, den berühmten Mann kennen zu lernen. Mit dem Freimut, der im Gegensatz stand zu den byzantinischen Gewohnheiten anderer Länder, antwortete in meiner Gegenwart der Führer der französischen Delegation, er bedaure, diesen Arzt nicht vorstellen zu können, da er nicht vom Vertrauen seiner Fachkollegen getragen sei. Am anderen Tag war in allen Zeitungen zu lesen, daß Doyen von der Königin zur Frühstückstafel zugezogen war. Doyen war dabei von einer generösen Großzügigkeit. Er gab auf eigene Kosten Folianten heraus mit einer mustergültigen Publikationstechnik. Nur war es ungewöhnlich, daß sein Bild immer wieder auf den Abbildungen erschien. Lange Jahre arbeitete er an der Technik, ganze Leichname in Serienschnitte zu zerlegen, und als er das Instrumentarium dieser Sägevorrichtung fertiggestellt

hatte, gab er ein großangelegtes Werk mit den erzielten Serien-schnitten in farbiger Reproduktion heraus. Er hat auch als erster die Kinematographie in den Dienst der Medizin gestellt und auch den ersten Apparat hierzu selbst konstruiert. Als er ein Duell ausfocht, ließ er dasselbe von seinem Sohne mit diesem Apparate aufnehmen.

Außer den großen Einnahmen aus einer internationalen Praxis hatte er auch Einkünfte aus seiner Champagnerfabrik Doyen. So war es erklärlich, daß sich an die Fersen dieses übermodernen Chirurgen Haß und Neid ebenso festbiß wie berechtigter Miß-mut über Doyens Entgleisungen.

Folgende Skizze, die Abel Faivre mit seinem ironischen Stifte illustrierte, gibt ein geistreiches Zeugnis für gallische Satire.

La Médecine anecdotique von Dr. Minime, Abt. B II, Seite 58, Paris 1906.

Die größte Operation des Jahrhunderts

Wenn das neunzehnte Jahrhundert seinen Buonaparte der Strategie hatte, so das zwanzigste einen Napoleon der Chirurgie. Denn so bezeichnet man in der großen Presse den Mann, der wie der Stellvertreter Christi auf Erden Bande lösen konnte, die Gott selbst geknüpft. Wir kommen zu den Tatsachen; die beiden siamesischen Zwillinge waren der Sorge der Assistance publique, im Speziellen der Behandlung des M. Guinon überantwortet. Dieser ließ sie aber von den Flöhen auffressen, als der Be-freiungsengel dazwischen kam, der sie mit seinem bekannten Wagemute entführte. Die Operation, die dieser ausführte, braucht nicht detailliert beschrieben zu werden, da sie kinematographisch aufgenommen wurde.

Trotzdem geben wir die illustren Bemerkungen wieder, die Herr »Tausendstein« aus dem Munde des Operateurs auffing.

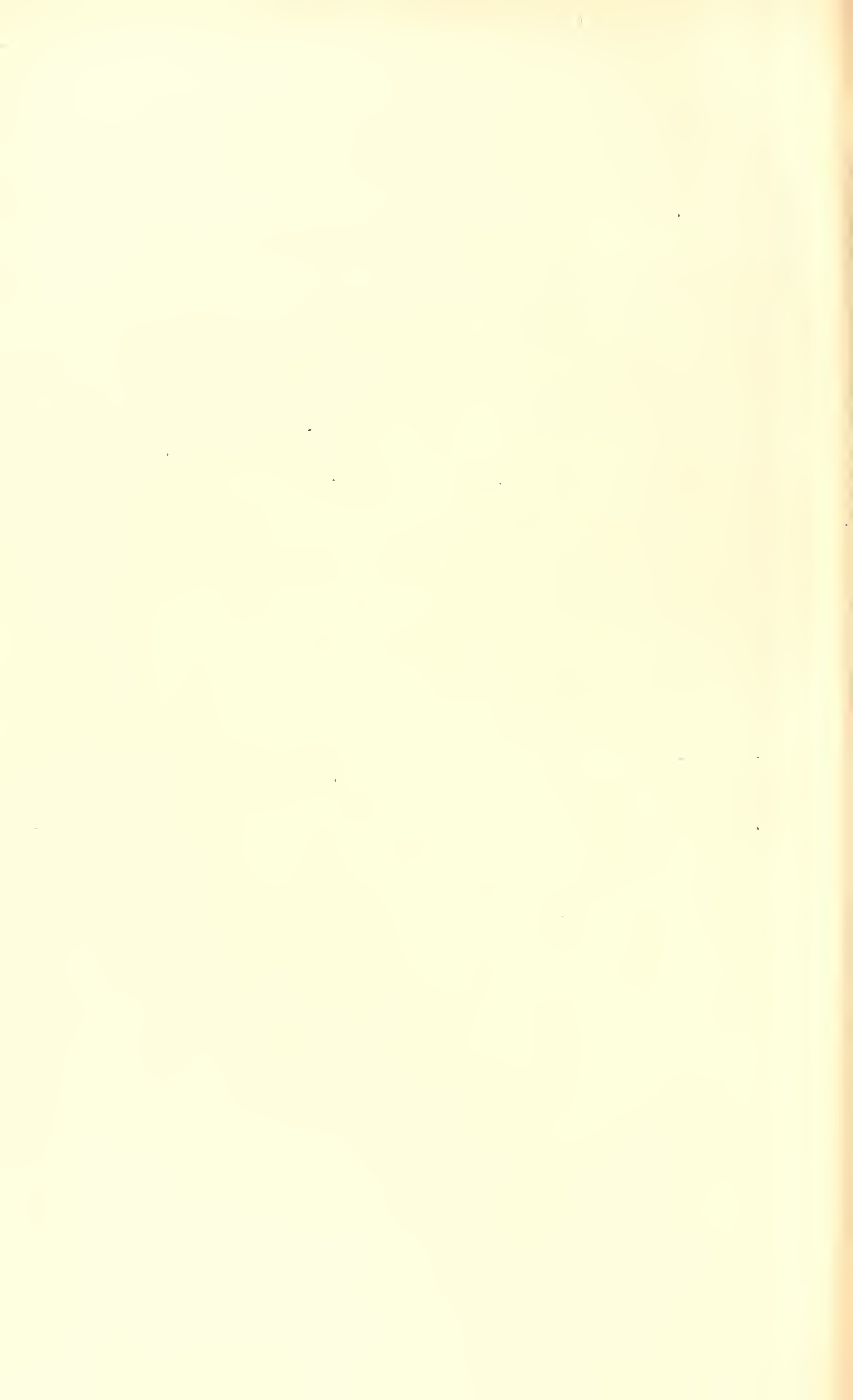
»Die beiden Monstren Radoyen und Doyenka wurden auf einen Operationstisch meiner eigenen Konstruktion gelegt. Dieser war bedeckt von einem Tuch, das nach meiner eigenen paten-tierten Erfindung sterilisiert war. Ich stellte mich auf die rechte Seite des Tisches in einer Stellung, so daß keine meiner Bewe-gungen verloren ging und jede Miene und Bewegung von der photographischen Platte der Nachwelt erhalten werden konnte. Die oberflächlichen Schichten der Körperverbindung durchschnitt

ich mit einem extra von mir konstruierten Messer. In die Tiefe dringend, fand ich nun eine Leberbrücke von ziemlicher Dicke. Hier konnte ich nun meine eigene Methode der Blutstillung, deren Originalität einzig ist, anwenden. Mit meiner Creusotschen Riesenpince, deren Doppelhebel einen Druck von sechshunderttausend Kilo ausüben konnten, wurde das Gewebe vermittels eines kleinen Fingerdrucks zerquetscht. Während der Operation, deren Einzelleistung als gigantesk zu bezeichnen ist, quälte mich nur die Zeitangst. Von Zeit zu Zeit wandte ich mich an meinen Operationskollegen, den Photographen, mit der Frage nach der Zeit. Wieviel habe ich noch? Fünf Minuten? Zwei Minuten? Zum Glück für die Nachwelt beendigte ich die Operation, bevor die Filmrolle ganz belichtet war. Nach beendigter Operation wurde Radoyen auf den Tisch gelegt und eine Kompresse auf die Wunde gelegt, eine Erfindung eines meiner Assistenten, und dann die Wunde provisorisch mit Pincen geschlossen, welche als das letzte Modell meiner eigenen Erfindung gelten können. Nach Beendigung der Operation erwartete mich eine Menge von schätzungsweise einer Million Menschen. In den Automobilen, die Queu bildeten, sah ich den König von Kymris, den Exkaiser der Azteken, den Großherzog von Ganzberg, den Marquis von Dollar und Wechsel, den Jobard Pascha, Fräulein Susanna Keuschheit, mit anderen Worten ganz Paris. Ein ‚Santos Dumont' kreiste mit Schleifen und Loopings über meinem Kopf. Einladungen regneten, aber wir zogen vor, bescheiden zu Hause zu essen. Wir benutzten zur Nachhausefahrt sogar die Elektrische.

Nachschrift. Doyenka ist gestorben, trotz reichlich verabreichtem Champagner Doyen.

Die Sektion, die übrigens in Gegenwart aller Fürsten der Wissenschaft stattfand, hat ergeben, daß das Kind an der Tuberkulose verstorben ist, welche es sich infolge der Flöhe zugezogen hat, die es im Hôpital Trousseau aufgefressen haben. Die Operation selbst war übrigens vollkommen geglückt.«





Die Medizin in der klassischen Malerei



H. Memling. Das Schweißbad Augsburg ca. 1495.

Von

Prof. Dr. Eugen Holländer

Berlin

Dritte, umgearbeitete Auflage

Mit 307 teils farbigen in den Text gedruckten Abbildungen. Hochquart. XIV und 488 Seiten. Geheftet M. 34.—; in Leinwand gebunden M. 39.—

Aus den Besprechungen:

Zwanzig Jahre trennen die erste von dieser dritten Auflage. Seit dem Erscheinen dieses seines Erstlings auf dem Grenzgebiete heilender und darstellender Kunst hat der kunstfrohe und kunstverständige Berliner Operateur noch andere Werke verwandter Richtung erscheinen lassen, die das erste nach der Seite der Karikatur und Plastik trefflich ergänzen und fortschreitende medizingeschichtliche und kunsthistorische Vertiefung zeigen, vor allem das nie erlahmende Kunstinteresse und den unermüdlichen Sammeleifer des Verfassers dokumentieren. Dies ist auch die Signatur der neuen Auflage der „Medizin in der klassischen Malerei", die im Wortlaut kaum Änderungen von Belang erfahren hat, aber im Bildwerk sich wesentlich reicher gestaltet. Ein besonderer Vorzug der neuen Auflage ist die steigende Wiedergabe der Handschriftenbilder in den Farben der Originale, zu denen diesmal eine ganze Anzahl aus der neuen Berliner Lauffenberg-Handschrift getreten sind und aus englischen Kodizes. Daß sich damit das Buch von seinem Titel immer mehr entfernt, wird durch die kulturgeschichtliche Vertiefung aufgewogen; das Tafelbild wird ergänzt durch Miniatur und Graphik.

K. Sudhoff, Leipzig. Deutsche Literaturzeitung.

Für Holländers Arbeit sowie deren Genießer ist es eine gleich große Anerkennung, daß das Werk, in dem der Verfasser zum erstenmal nach seinen eigenen Worten als „froher Abstecher in das schöne Land der Künste" aufgetreten ist, bereits in 3. Auflage erscheinen kann. Das Buch wird nach wie vor bei allen Freunden der Kunst und der Geschichte der Medizin das stärkste Interesse finden, groß genug, um dieses kostbare Dokument deutschen ärztlichen Sammlerfleißes und -talents sowie deutscher Verlagsleistung als eine Bereicherung der Bibliotheken erscheinen zu lassen. Die 3. Auflage ist durch das Bildermaterial erheblich vermehrt. Hervorzuheben ist namentlich die farbige Wiedergabe mancher interessanter Zeichnungen und Miniaturen frühzeitiger Manuskripte (namentlich aus der bisher unveröffentlichten Bilderhandschrift Heinrich v. Lauffenbergs in der Berliner Staatsbibliothek). Im Interesse der ästhetischen Bildung der Ärzte, namentlich der deutschen, wünschen wir auch der 3. Auflage des Holländerschen Prachtwerkes die weiteste Verbreitung.

J. Schwalbe, Deutsche Medizinische Wochenschrift.

Anekdoten
aus der medizinischen Weltgeschichte

Von

Prof. Dr. Eugen Holländer, Berlin

Mit 85 Textabbildungen. Lex. 8°. 1925. X und 224 Seiten
Geheftet M. 20.—; in Leinwand gebunden M. 22.50

Aus den Besprechungen:

Nein, es sind keine Anekdoten, wie der bescheidene Autor und der Verlag das schöne Buch bezeichnen: Das Buch ist ein Geschenkwerk hohen Grades, vor allem durch die Abbildungen. Es ist ein Kunstwerk, und eine Freude für jeden Besitzer. Ärzte aus der Antike von Hippokrates an über „ältere Arzte bis zum 17. Jahrhundert" (bis dahin gegen 60 an Zahl) ziehen an unserem Auge vorüber, dann folgt das 18. mit etwa 40 Lebensbeschreibungen und Bildern aus der Zeit, also kunsthistorisch interessant; schließlich gegen 80 Männer des 19. Jahrhunderts, von den Siebold angefangen bis zu Ehrlich, Doyen, Thiersch usw. Wir bekommen in knappem Umriß das jeweilige Lebensbild des Arztes gezeichnet, dazu eine charakteristische Anekdote aus dessen Leben, die aus Ironie oder Skepsis, aus Hochmut oder aus Zynismus ihre Wurzel zieht. Der Verfasser und sein Verlag setzen mit dem Buche ein seltenes, um so verdienstvolleres Werk fort, die Beziehungen der Medizin und ärztlichen Kunst lebendig zu gestalten, die sie mit anderen Kulturfaktoren verknüpften: mit der Kunst, der Weltanschauung, dem allgemeinen menschlichen Ingenium in seiner Stärke und in seinen Schwächen. Das Buch wird in die Reihe der Kostbarkeiten der ärztlichen Bücherei aufgenommen werden. Papier, Druck, Reproduktion der Bilder, Format stehen auf gewohnter Höhe des Verlages Enke.

Max Nassauer, München
Münchener medizinische Wochenschrift.



Prof. Joseph von Hyrtl.

Dem bekannten Anatomen wird u. a. folgende witzige Glosse zugeschrieben. Beim Rigorosum fragte er einen Studenten, der vor Angst zitterte: „Was wissen Sie über die Funktion der Milz? Der verlegene Jüngling antwortete: „Herr Professor, ich habe es wirklich gewußt, aber wieder vergessen." — „Unglücklicher, Sie sind der einzige Mensch auf der Welt, der es gewußt hat, und Sie mußten es gerade vergessen".

Soeben erschien:

Doktorsfahrten von gestern und von heute

Arztliches und Menschliches

Von Dr. Max Nassauer

Dritte vermehrte Auflage

Gr. 8°. 1926. VII und 169 Seiten. Geheftet M. 4.50; in Leinwand gebunden M. 6.—

Aus den Besprechungen:

Gibt es 30000 Arzte im Deutschen Reich? Dann muß dieses Buch 30 Auflagen haben. Denn uns alle gehen diese Doktorsfahrten an, wir haben sie hinter oder vor uns; aber Max Nassauer kann sie erzählen. Er findet den witzigen und gemütvollen Ton, der alles sagen darf, weil ein Herz dahinter steht.

Ludwig Finckh.

Wer von den Arzten kennt nicht Nassauers Doktorsfahrten? Sie sind die Sprache des Menschen im Arzt, der nicht Handwerker, sondern Künstler sein will, mitempfindender Mensch. Sie verschaffen dem geplagten Arzte einige Feiertagstunden zu stiller Betrachtung seines schönen Berufes, der in erster Linie Menschen mit Gemüt fordert. Sie zeugen von der Seele des Arztes, die die heutige Kassenpraxis langsam ertötet. So schafft das Lesen des Buches Erquickung und Freude zugleich am ärztlichen Berufe, die wir heute nötiger brauchen denn je.

Bayerisches ärztliches Korrespondenzblatt 1926.



